



Viel mehr als nur Fassade

Heute vor 83 Jahren wurde die Kieler Synagoge in der Reichspogromnacht vollständig zerstört. Von ihrem Vorgänger, dem ersten Gotteshaus der jüdischen Gemeinde in Kiel, ist zumindest eine Fassade geblieben. Nun wird dieses letzte Relikt des früheren Synagogenbaus in ein Wohngebäude integriert.

Fertig zum Abtragen: Jeder Stein des Fassadenfragments der Synagoge ist sorgfältig nummeriert, damit er später an seinem angestammten Platz wieder eingesetzt werden kann – dann jedoch als Teil eines modernen Wohnhauses.

FOTO: KIELER STADTHAUS

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL. Ach, wenn doch Steine nur reden könnten. Diese mehrere hundert roten Backsteine, um die es hier gehen soll und die, aneinandergereiht und aufgetürmt, einst die Fassade von Kiels erster erbauter Synagoge bildeten, kämen aus dem Erzählen nicht mehr heraus, so bewegend ist ihre Geschichte. Sie sind, abgesehen vom jüdischen Friedhof, das letzte greifbare Relikt des früheren Judentums in Kiel.

Weil Steine aber nun einmal schweigen, müssen andere reden. Da wäre etwa Rolf Fischer, der Vorsitzende der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, der sich mit einigen Mitstreitern, darunter auch Vertreterinnen und Vertreter der jüdischen Gemeinden, schon vor zwölf Jahren zusammentat und sich seitdem für den Erhalt dieser historisch bedeutsamen Fassade einsetzte.

Da wäre zum anderen der Bauherr Bernd Hoffmeister, der keine Kosten und Mühen scheute, um diesem Wunsch nachzukommen – und der diese Fassade nun an ihrem Originalstandort in einen neuen Gebäudekomplex mit 47 Wohnungen auf sechs Stockwerken integriert. Das jüngste Kapitel allerdings kann am besten der Maurer Michael Leckband wiedergeben. Es handelt von Handwerkskunst und jeder Menge Geduld.

Leckband steht an einem Nachmittag im November vor einer knapp vier Meter hohen und 6,80 Meter breiten Betonwand in der Kieler Haßstraße 5a und muss einsehen, dass der schwierigste Teil seiner Arbeit noch vor ihm liegt. Und das will etwas heißen. Im Juli 2019 nahm er die Fassade Stein für Stein ab. Zuvor teilte



Erinnerungsarbeit: Maurer Michael Leckband legt eine erste Testreihe mit den alten Synagogensteinen an – jeder einzelne hat seinen festen Platz im Gefüge.

FOTO: ULF DAHL

der 52-Jährige den Bereich der Wandfläche, der noch aus Originalsteinen bestand, in 18 Sektionen ein, fotografierte diese und nummerierte jeden einzelnen Stein, um überhaupt eine Chance zu haben, das Puzzle eines Tages wieder zusammzusetzen.

Die unbeschädigten Ziegelsteine kratzte er damals mit einer Drahtbürste ab und verstaute sie in Kisten, die Teile der zerbrochenen – und davon gab es nicht wenige – legte er in Gefrierbeutel, immer einen pro Stein, mehr als eine Woche dauerte das. „Die werden vor dem Wiedereinmauern mit Fliesenkleber zusammengeklebt“, erklärt Michael Leckband an diesem Novembertag, fast so, als sei das sein tägliches Geschäft.

Für Maurer Michael Leckband ist die Aufgabe „eine Ehre“

Doch das ist es mitnichten. „Ich muss das so schief mauern, wie es war. Das ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich schief mauern darf“, sagt der Maurer und lacht, trotz allem. Dass er seit 36 Jahren Wände mauert, lässt erahnen, wie besonders diese Aufgabe

ist, „eine Ehre“, sagt Leckband.

Der erste Stein allerdings, den Michael Leckband nach fast zweieinhalb Jahren aus einer der Kisten holt, ist schwer zuzuordnen, die Kreide verblasst. Nur die erste von zwei Zahlen ist lesbar. „Das reicht aber für den Abgleich mit den Fotos“, murmelt er, jeder Stein sehe wegen seiner Beschädigungen und Farbgebungen anders aus – und hierfür gibt es nun nur zehn Möglichkeiten. Wie viel Zeit er für den Wiederaufbau der Fassade wohl benötige? „Keine Ahnung.“

Die Synagoge in der Haßstraße

Bevor die „israelitische Gemeinde“ eine eigene Synagoge in Kiel baute, betete sie bereits rund 100 Jahre im Kaffeehaus in der Kehdenstraße. Nachdem der Kauf eines Hauses in der Kieler Altstadt nicht gelang, entschied sich die Gemeinde mit damals 120 Mitgliedern für einen Neubau. Ursprünglich soll die Synagoge von 1869 drei Stockwerke, einen Betsaal für 85 Männer



Kompromissbereit: Rolf Fischer, Mitbegründer der Bürgerinitiative zur Erhaltung der Synagoge (li.), und Bernd Hoffmeister, Chef des Immobilienentwicklers Kieler Stadthaus.

FOTO: UWE PAESLER

Besser datieren lässt sich hingegen die Historie dieser Fassade. Am 28. Dezember 1869 wurde das Bauwerk auf einem 97 Quadratmeter kleinen Grundstück eingeweiht. Rolf Fischer und Bernd Hoffmeister kennen die Geschichte der dann folgenden 150 Jahre nur zu gut. Fischer, einstiger SPD-Landtagsabgeordneter und ehemaliger Staatssekretär in Schleswig-Holstein, beschäftigt sich seit 25 Jahren intensiv und von Herzen mit der Kieler Stadtgeschichte. Er war es auch, der den Anstoß dafür gab, dass sich 2009 ein Runder Tisch

gründete. Die Bürgerinitiative setzte sich zum Ziel, die Reste der ehemaligen Synagoge zu bewahren und zu rekonstruieren. Mehr noch: Der dahinter liegende Raum sollte möglichst miteinbezogen werden und durch eine museale Nutzung das Gedenken an jüdisches Leben in Kiel erhalten.

Dem anderen, Bernd Hoffmeister, blieb gar nichts anderes übrig, als sich in die Historie des Bauwerks einzulesen. Als der Geschäftsführer des Immobilienentwicklers Kieler Stadthaus im Jahr 2013 beschloss, das Grundstück rund um die ehemalige Synagoge zu bebauen, dauerte es nicht lange, da saß Rolf Fischer vor ihm. Es seien konstruktive Gespräche gewesen, sagen beide. In der Tat kann so ein Interessenkonflikt schnell zum öffentlichen Schlagabtausch werden, nicht aber bei Fischer und Hoffmeister: „Wir wollten uns bei dieser sensiblen Geschichte nicht öffentlich beharken.“

Am Ende einigten sich beide auf einen Kompromiss: Die Fassade, die unter Denkmalschutz steht, wird sorgfältig ab- und dann wieder aufgebaut. Der Raum dahinter, der

zuletzt als Leergutlager der benachbarten Kieler Brauereidirektion, wird kein Ausstellungsraum, sondern ein Fahrradstellraum für die Bewohner der neuen Wohnungen. „Die pragmatische Linie hat sich durchgesetzt“, sagt Hoffmeister, gibt aber offen zu: „So, wie wir es nun gemacht haben, war es die teuerste und aufwendigste Lösung.“ Mindestens 200 000 Euro habe ihn der Erhalt der Fassade gekostet, schätzt der 64-Jährige. „Das ist aber auch in Ordnung.“

Die Fassade hat heute keine religiöse Bedeutung mehr

Kurz habe er sich anfangs die Frage gestellt, welche politische Bedeutung diese Fassade haben könnte. Ob Rechtsextrême sie beschmieren oder gar Anschläge verüben, ob potenzielle Mieterinnen und Mieter diese Sorge umtreibt und sie deshalb fernbleiben würden? Die Antwort gab er sich selbst: „Ich halte Nazi-Schmierereien für ausgeschlossen.“ Vielmehr trieb ihn an, nicht derjenige zu sein, der dieses historische Bauwerk einfach so abreißt.

Für Rolf Fischer ist diese Einigung „stadthistorisch ein besonderes Ereignis“ und „ein emotionaler Höhepunkt für alle, die sich für Kirchen- und Religionsgeschichte interessieren“, es sei ein Ort, der jüdische Geschichte buchstäblich greifbar mache. Jede Stadtführung passiere diese Fassade, die in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr zu einer Schmutzlecke verkommen war.

Dennoch: Aus religiöser Sicht habe dieser Gebäude rest heute keine Bedeutung mehr, sagt Viktoria Ladyszenski von der Jüdischen

„Licht zeigen“ – das Projekt von Yad Vashem und Kieler Nachrichten

KIEL/JERUSALEM. Im Vordergrund der jüdische Leuchter, dahinter die Nazi-Flaggen: Das Foto aus dem Jahr 1931 hat die Frau des damaligen Kieler Rabbis, Rachel Posner, gemacht. Es zeigt den Blick aus ihrer Wohnung am Sophienblatt – mitten im Herzen von Kiel sah sie das Grauen des Dritten Reiches kommen.

Wie erinnern wir uns heute an den Holocaust? Was hat das mit uns, den Nachgeborenen zu tun, mit unserer Stadt? Das ikonische Foto von Rachel Posner ist aufgeladen mit möglichen Antworten auf solche Fragen.

Gemeinsam mit der Internationalen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem werden die Kieler Nachrichten dieses Artefakt in seine Heimatstadt zurückholen, um neue Brücken zwischen dem Damals und dem Heute zu bauen. Initiiert wurde dieses einzigartige Projekt

vom deutschen Freundeskreis Yad Vashem.

Im Zentrum des großen Themen- und Aktionspakets steht die Menora der Posners, der Chanukka-Leuchter, der heute ein Exponat in Yad Vashem ist und dadurch eine direkte Verbindung zu Kiel schafft.

Folgen Sie uns auf den Spuren der Posners nach Israel, entdecken Sie die Beweggründe junger Jüdinnen und Juden in Kiel, ihren Glauben offensiv zu leben, erfahren Sie, wie es ist, heutzutage als jüdischer Mensch an der Förde zu leben.

Und machen Sie schließlich mit bei der Aktion „Licht zeigen“: für eine Stadt, die zu ihrer Geschichte steht und daraus Lehren zieht für eine Zukunft mit weltoffenen Menschen, die Freiheit und Vielfalt als hohes Gut einer modernen Gesellschaft schätzen und verteidigen.

LICHT ZEIGEN



90 Jahre alt ist dieses Foto aus Kiel – jetzt steht es im Zentrum der Aktion „Licht zeigen“.

FOTO: YAD VASHEM



77 Natürlich hat die Fassade einen historischen Wert, sie macht jüdisches Leben in Kiel sichtbar.

Viktoria Ladyszenski, Jüdische Gemeinde Kiel

Die Fassade wurde in dieser Zeit mehrfach verändert, der größte Teil aber blieb erhalten. Als das Gebäude schließlich 1943 im Zweiten Weltkrieg von Bomben fast vollständig zerstört wurde, gehörte es den Kieler Unternehmern Johannsen und Schmielau, Betreiber eines Fachgeschäfts für Haushalts- und Spielwaren.

Gemeinschaft Schleswig-Holstein. „Die Synagoge war zu dem Zeitpunkt längst verkauft. Aber natürlich hat die Fassade einen historischen Wert, sie macht jüdisches Leben in Kiel sichtbar“, sagt Ladyszenski. Denn nachdem das Gotteshaus für die damals wachsende Gemeinde zu klein und 1908 schließlich aus Brandschutzgründen geschlossen worden war, verkaufte es die Gemeinde an einen Schlachtermeister, der es einer Gravierwerkstatt vermietete.

Deutlich schlimmer wiegt hingegen noch bis heute die Zerstörung der damals noch genutzten Synagoge in der Goethestraße in der Reichspogromnacht. Diese war in der Nacht des 9. November 1938 von der „SA“ in Brand gesetzt, entweicht und in ihrem Inneren zerstört worden. Um 11.30 Uhr veranstaltete die Landeshauptstadt an diesem Dienstag eine offizielle Mahn- und Gedenkveranstaltung zur Reichspogromnacht.



Denkmal mit Originalmaß: Die Stahlkonstruktion zeichnet die Fassade der Synagoge in Bad Segeberg nach, die 1962 abgerissen wurde.

FOTO: NADINE MATERNE

Die Brücke von damals zu heute wird dieser Tage nicht nur in Kiel geschlagen: In Bad Segeberg wird an diesem Dienstag ein besonderes Bauwerk eingeweiht. Eine acht Meter breite und über elf Meter hohe Stahlkonstruktion in der Form und den Originalmaßen der Front der 1962 abgerissenen Synagoge soll in Zukunft an die Geschichte der Juden erinnern. Niemand mehr hatte sich nach Ende des Krieges um das Gebäude gekümmert, nachdem die jüdische Gemeinde mit Ausnahme eines Mannes aus Segeberg vertrieben oder vernichtet worden war.

Im Türrahmen, durch den Besucher das Denkmal betreten, werden die Namen der alten jüdischen Gemeinde eingraviert werden. Dahinter ist die Tafel mit den historischen Erklärungen

angebracht. Pflasterungen im Boden kennzeichnen zudem die alten Umrisse der Synagoge, ein Davidstern im Boden dient als Symbol für die Vertreibung und Vernichtung der Segeberger Juden.

In Kiel dauert es noch einige Monate, bis die Fassade wieder steht. Im Februar, spätestens März kommenden Jahres, soll das Wohngebäude fertig sein. Zwölf Millionen Euro hat der Bau dann gekostet, Tausende Ziegelsteine werden verbaut worden sein. Maurer Michael Leckband und Unternehmer Bernd Hoffmeister werden das schwierigste Projekt ihres Berufslebens abgeschlossen haben. Und Rolf Fischer wird eine Erklärtafel an der Fassade anbringen lassen, die das erzählt, was die vielen hundert gealterten Steine nicht sagen können.

Als Matrosen für Demokratie und Frieden kämpften

KIEL. Der 9. November ist in Deutschland ein geschichtsträchtiger Tag: Allein im 20. Jahrhundert gab es an diesem Datum vier Ereignisse, die als politische Wendepunkte gelten. Das jüngste ist der Fall der Berliner Mauer 1989. Doch auch die Reichspogromnacht 1938, in der überall in Deutschland Synagogen, jüdische Geschäfte und Wohnungen zerstört sowie Jüdinnen und Juden ermordet wurden, fiel auf den 9. November.

15 Jahre zuvor – 1923 – hatte Adolf Hitler zusammen mit General Erich Ludendorff und weiteren Anhängern, mit einem gewaltsamen Putsch versucht, in München an die Macht zu kommen. Diesem Versuch, die Macht an sich zu reißen, war fünf Jahre zuvor das Ende der Monarchie in Deutschland vorausgegangen: Am 9. November 1918 wurde die erste Republik ausgerufen, nachdem Kaiser Wilhelm II. abgedankt hatte.

Diese Ausrufung fand im Zuge der Novemberrevolution und des Matrosenaufstands 1918 statt. Um an diese Geburtsstunde der deutschen Demokratie mit ihren dramatischen Begleitumständen zu erinnern und der Revolutionsopfer zu gedenken, legten Vertreter der Kieler SPD und des Deutschen Gewerkschaftsbundes Kiel Region (DGB) am Montagabend einen Kranz am Denkmal des

Matrosenaufstands im Ratsdienergarten nieder.

Dass das Gedenken in diesem Jahr bereits am Vorabend des 9. November stattfand, lag an einer Lichtinstallation des SPD-Arbeitskreises Geschichte. Dieser ließ das Denkmal anstrahlen, um ihm und den Ereignissen von 1918 mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. „Wir wollen mittelfristig erreichen, dass das Denkmal generell angeleuchtet wird“, erklärt die Kieler SPD-Kreisvorsitzende Gesine Stück.

An den Matrosenaufstand und die Novemberrevolution auch nach mehr als 100 Jahren noch zu erinnern sei wichtig, sagte der Kieler DGB-Vorsitzende Frank Hornschu: „Der Ursprung der deutschen Demokratie ging damals von Kiel aus und setzte das ganze Land in Bewegung.“ Auch heute sei Demokratie nicht selbstverständlich, man müsse sich immer weiter für sie einsetzen, betonte der Gewerkschaftschef.

„Die Menschen haben damals für erstaunlich moderne Dinge gekämpft, für Frieden und demokratische Rechte wie die Pressefreiheit“, ergänzte Sozialdemokratin Stück. Dabei seien es ganz normale „kleine“ Leute – Arbeiter und Matrosen – gewesen, die für diese Werte auf die Straße gegangen seien. „Das war sehr mutig.“



So sah es aus: Das Foto aus dem Krieg zeigt das Gebäude der ehemaligen Synagoge (zweites Haus von links). FOTO: STADTARCHIV



Erleuchtetes Gedenken: Am angestrahnten Denkmal legten Mitglieder von SPD und DGB einen Kranz nieder.

FOTO: FRANK PETER

Von der Angst, offen Jude zu sein

Wie lebt es sich heute als Jude in Kiel? Die Antwort ist erschreckend: Frauen wie Männer berichten von Antisemitismus. Deshalb machen sie aus ihrer Religion oftmals ein Geheimnis – und bedauern es selbst.

VON KRISTIANE BACKHEUER,
DENNIS BETZHOLZ
UND KAREN SCHWENKE

KIEL. Leila Stern aus Kiel hat ein Geheimnis, über das sie reden will. Aber, und das ist ihre Bedingung: nicht unter ihrem richtigen Namen, ohne Fotos und ohne Details, die Rückschlüsse auf sie zulassen. Die Angst, auf offener Straße beschimpft oder beleidigt zu werden, ist zu groß. Auch fürchtet sich Stern davor, von Arbeitskollegen auf einen Teil ihres Lebens reduziert zu werden. Und davor, mitanzusehen zu müssen, dass ihr Sohn in der Schule gehänselt wird. Niemand soll wissen, dass sie Jüdin ist.

Es ist Teil dieser Geschichte, dass sich in Kiels jüdischen Gemeinden niemand fand, der mit seinem vollständigen Namen mit uns sprechen wollte. Und das, obwohl die Fragestellung, die diesem Text zugrunde lag, eigentlich harmlos erscheint: Wie ist es, heute als Jude oder Jüdin in Schleswig-Holstein zu leben?

„Ich bin mit der Angst aufgewachsen“, sagt Leila Stern, 35 Jahre alt. „Mit der Angst, nur als Jüdin wahrgenommen zu werden.“ Ihre Großeltern haben den Holocaust in der ehemaligen Sowjetunion durch die Flucht vor den Deutschen überlebt; ihr Vater (62) wurde noch auf dem Schulhof verprügelt. Auch sie selbst hat in einer Schule in Schleswig-Holstein Judenhass am eigenen Leib erfahren: „Ich wurde von Russlanddeutschen mit Steinen und Würmern beschmissen und bespuckt.“ Eine Erfahrung, über die sie lange Zeit nicht reden konnte.

Selbst die eigene Mannschaft macht Judensprüche

Dass die Familie zur orthodoxen jüdischen Gemeinde in Kiel gehört, hält sie nach Möglichkeit geheim. „Ich schäme mich nicht, Jüdin zu sein. Aber ich muss vorsichtig sein, wem ich davon erzähle“, sagt Leila Stern. Und ihr Mann Daniel, dessen Name ebenfalls geändert ist, berichtet: „Ich würde auch nicht unbedingt mit einer Kippa durch Gaarden laufen.“ Als sie noch in ihrer alten Wohnung auf dem Ostufer wohnten, hatte Leila ihn im Treppenhaus auf dem Weg zur Synagoge gewarnt: „Nimm bloß die Kippa ab!“ Daniel fragt sich laut, ob diese Sorge berechtigt

oder das Paar übervorsichtig ist. Seine Frau antwortet: „Nein. Erinnerst du dich an die Anti-Israel-Demo in Kiel, da riefen sie ‚Hamas, Hamas, Juden ins Gas‘.“ Leila und Daniel kamen zufällig vorbei. Sie waren schockiert und enttäuscht, dass der deutsche Staat solche Äußerungen zulässt. „Wir waren aber auch enttäuscht von uns selbst, dass wir nicht hingegangen sind und den Leuten die Meinung gesagt haben.“ Dagegen sprach ihr gesunder Menschenverstand: „Die Wahrscheinlichkeit, dass du verprügelt wirst, ist groß.“ Immerhin habe es eine kleine Gegend mit wenigen Leuten gegeben. „Das ist mutig. Es ist aber wie in der Holocaustzeit: Es gab Deutsche, die Juden gerettet haben, aber es war die Minderheit, und das ist heute auch so.“

Seit dem Anschlag auf die Synagoge in Halle, der Leila sehr nahe ging, weil sie die Hälfte der dortigen Gemeindeglieder persönlich kennt, sind die Sterns noch vorsichtiger: „Jedes Mal, wenn wir in die Synagoge gehen, haben wir ein mulmiges Gefühl. Wir checken ab: Wer steht vor der Tür? Ist die Polizei da? Wie ist die Sicherheitslage?“

Aber es geht nicht nur um

ihre Sicherheit. Daniel und Leila, die beide als Jugendliche mit ihren Eltern aus Osteuropa nach Norddeutschland gekommen sind, erleben bis heute in Kiel immer wieder Ausgrenzung und Sonderbehandlung: „Sobald man sich als Jude outet, wird man auf sein Jüdischsein reduziert.“ Er wird in seiner Fußballmannschaft mit Judensprüchen genekelt, die irgendwie lustig gemeint, aber dennoch unter der Gürtellinie

sind. Und sie muss sich auf der Arbeit von Kolleginnen israel-skeptische Kommentare und holocaustrelativierende Erzählungen anhören.

Ihrem Sohn möchten die beiden solche Erfahrungen ersparen. Nachdem im Kindergarten ein kleiner Junge einen anderen als Jude beschimpft hatte, ohne dass die Erzieherinnen einschritten, haben sie ihre Konsequenzen gezogen. Sie sind aus der Gegend weggezogen, in der viele Muslime wohnen, denn: „Wir haben einfach Angst, dass er muslimischen Antisemitismus ausgesetzt ist. Zwar sind die antisemitischen Muslime in der Minderheit, aber sie verlieren zunehmend die Scheu, ihren Hass zu zeigen.“ Ihren Sohn bringen sie daher nun auf eine „sehr behütete“ weiter weggelegene Schule. Und der Neunjährige berichtet selbst: „Nur mein bester Freund in der Schule weiß, dass ich Jude bin.“

Auch Julia K., 39, sind solche Problematiken vertraut. „All die Schwierigkeiten mit dem Glauben kenne ich auch“,

sagt sie. Sogar Freundschaften seien schon daran zerbrochen. Trotzdem sei es ihr wichtig, über ihren Glauben zu sprechen. Ihren vollständigen Namen will sie aber nicht in der Zeitung lesen – um ihren 14-jährigen Sohn und ihren 79-jährigen Vater zu schützen.

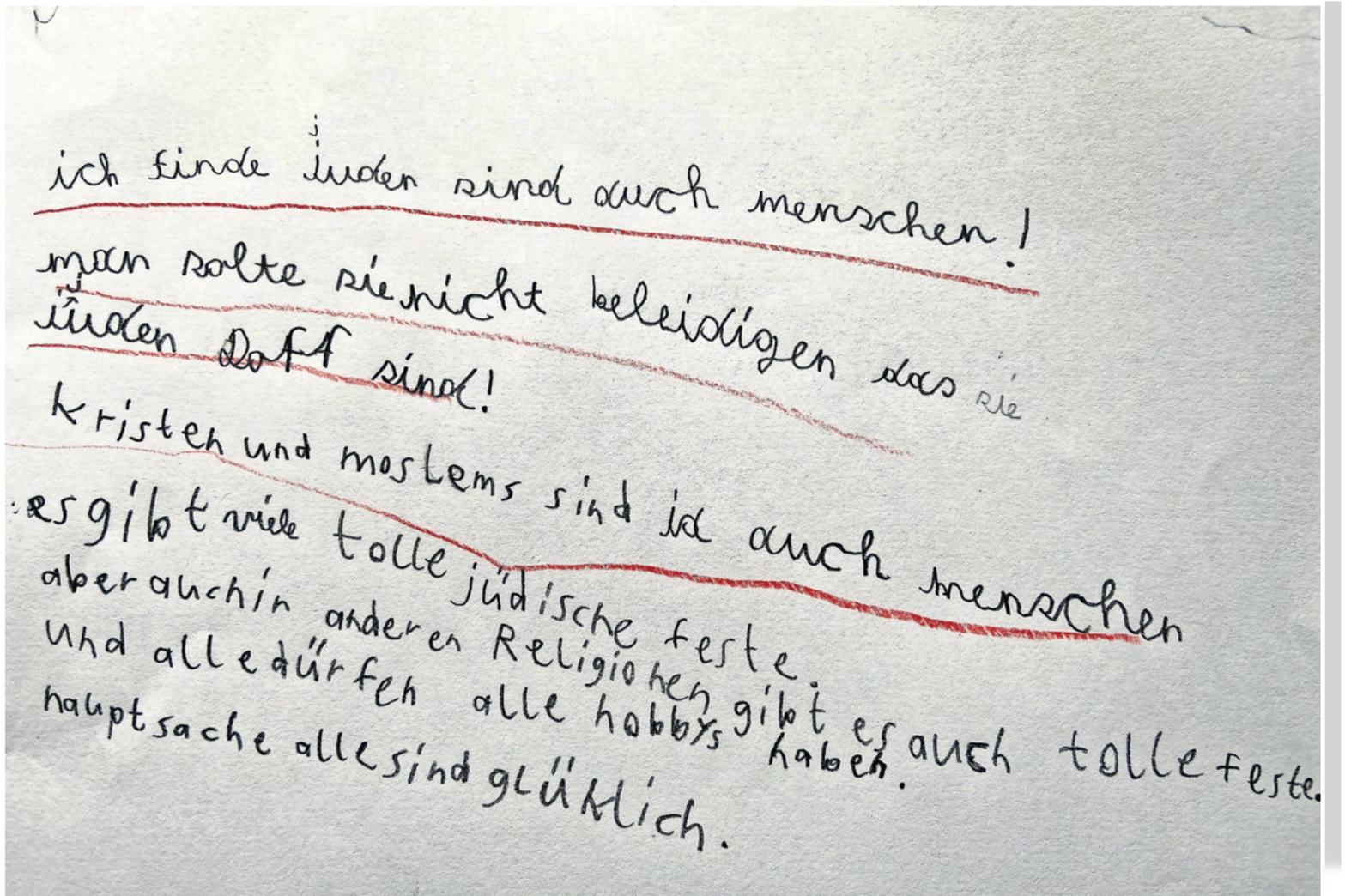
➔ Julia K. hat sich entschieden, offen mit ihren jüdischen Wurzeln umzugehen.

Ende 1995 ist es, als sie mit ihren Eltern (einer Managerin und einem Professor für Mathe und Physik) aufgrund ihres Glaubens aus der Ukraine nach Deutschland flüchtet. In Kiel, so hoffen sie, wird alles besser. Doch der Antisemitismus begleitet sie auch hier. „Meine Eltern haben ihr Leben lang versucht, bloß nicht mit ihrem Glauben aufzufallen“, sagt Julia K. Lange sei sie

selbst auf Identitätssuche gewesen. Doch dann entschied sie sich, offen mit ihren jüdischen Wurzeln umzugehen.

Sie studiert Psychologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Inzwischen arbeitet sie für das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf), macht Bildungsarbeit und ist im Vorstand der 220 Mitglieder starken liberalen Jüdischen Gemeinde Kiel. Gerne besucht Julia K. Schulen, um von ihrem Glauben zu erzählen. „Manchmal erkenne ich dort jüdische Kinder“, sagt sie. „Aber niemand aus der Klasse weiß das. Auch sie verheimlichen ihren Glauben, wie meine Eltern und Großeltern.“

Nachdenklich sagt sie: „Ich kenne wenige Juden, die ihre Identität nach außen preisgeben.“ Sie selbst sei davon aber nicht ausgenommen. So hat sie ihrem Sohn untersagt, mit der Kippa auf die Straße zu gehen. „Das finde ich sehr traurig“, bekennt die Alleinerziehende. „Aber es wird uns sogar vom Deutschen Judenrat empfohlen.“



„Ich finde, Juden sind auch Menschen“ – diese Zeilen schrieb ein jüdischer Junge aus Kiel. Während unsere Reporterin mit seinen Eltern sprach, zog sich der Neunjährige kurz zurück und brachte diese Gedanken zur Veröffentlichung auf Papier. Auch seine Eltern wollten sich nicht zu erkennen geben – die Mutter zeigte stattdessen Schabbat-Kerzen und Schabbat-Weinkelch sowie den siebenarmigen Menora-Leuchter.

FOTOS: KAREN SCHWENKE/THOMAS EISENKRÄTZER



„Licht zeigen“ – das Projekt von Yad Vashem und den Kieler Nachrichten

Im Vordergrund der jüdische Leuchter, dahinter die Nazi-Flaggen: Das Foto aus dem Jahr 1931 hat die Frau des damaligen Kieler Rabbis, Rachel Posner, gemacht. Es zeigt den Blick aus ihrer Wohnung am Sophienblatt – mitten im Herzen von Kiel sah sie das Grauen des Dritten Reiches kommen. Wie erinnern wir uns heute an den Holocaust? Was hat das mit uns zu tun, mit unserer Stadt? Das ikonische Foto von Rachel Posner ist aufgeladen mit möglichen Antworten auf solche Fragen. Gemeinsam mit der Internationalen Holocaust-Gedenk-

stätte Yad Vashem in Jerusalem werden die Kieler Nachrichten dieses Artefakt in seine Heimatstadt zurückholen, um neue Brücken zwischen

LICHT ZEIGEN

dem Damals und dem Heute zu bauen. Initiiert wurde dieses einzigartige Projekt vom deutschen Freundeskreis Yad Vashem. Im Zentrum des großen Themen- und Aktionspakets steht die Menora der

Posners, der Chanukka-Leuchter, der heute ein Exponat in Yad Vashem ist und dadurch eine direkte Verbindung zu Kiel schafft. Folgen Sie uns auf den Spuren der Posners nach Israel, erfahren Sie, wie es ist, heutzutage als jüdischer Mensch an der Förde zu leben. Und machen Sie schließlich mit bei der Aktion „Licht zeigen“: für eine Stadt, die zu ihrer Geschichte steht und daraus Lehren zieht für eine Zukunft mit weltoffenen Menschen, die Freiheit und Vielfalt als hohes Gut einer modernen Gesellschaft schätzen und verteidigen.



90 Jahre alt ist dieses Foto aus Kiel – jetzt steht es im Zentrum der Aktion „Licht zeigen“. FOTO: YAD VASHEM

„Manchmal, bei meinen Besuchen in Schulen, erkenne ich dort jüdische Kinder. Aber niemand aus der Klasse weiß das. Auch sie verheimlichen ihren Glauben, wie meine Eltern und Großeltern.“

Julia K.



„Obwohl in Deutschland etwa 150 000 Jüdinnen und Juden leben, bin ich immer der erste, den die Menschen hier kennenlernen.“

Wir müssen es hinkommen, dass wir Juden Normalität sind und keine Kuriosität.

Salomon Gutman



Fast täglich erreichen ihre jüdische Gemeinde Drohbriefe und „seltsame Telefonate“. Jede Veranstaltung muss mit der Polizei abgesprochen werden. Im Landtag hat sie vor wenigen Tagen gehört, dass im Internet 13-mal mehr antisemitische Hetze zu finden sei als noch vor einem Jahr. Solche Dinge machen sie sehr nachdenklich.

Was sich ändern müsste? „Menschen, die hier fremd sind, müssten besser an die Hand genommen werden“, sagt sie. „Und dass nicht nur über Juden berichtet wird, wenn es wieder einen Anschlag auf eine Synagoge gibt.“ Sie träumt davon, dass es irgendwann eine echte Integration gibt. Und dass damit eine Unbeschwertheit entsteht, die von Menschlichkeit und Miteinander geprägt ist. Sie sagt: „Wir alle haben viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Wir müssen nur genauer hinschauen.“

Dass sich junge Jüdinnen und Juden in Kiel besser vernetzen können, dafür hat Ariel-Salomon Gutman den Grundstein gelegt. Er hat gerade die erste jüdische Hochschulgruppe an der Universität gegründet. Gutman, der in Kiel keiner Gemeinde angehört und sich als säkularen Juden bezeichnet, geht offener mit seinem Glauben um, sein richtiger Name darf genannt werden.

Der gebürtige Berliner studiert an der CAU seit zwei Jahren Zahnmedizin. Der 19-Jährige sagt: „Immer nur ein negatives Bild über das Leben von Juden in Deutschland zu zeichnen, ist übertrieben.“ Sehr viel sei positiv: „Ich kann studieren und wir unterhalten uns darüber, wie das Judentum sichtbar werden kann, während erst vor gerade einmal 160 Jahren Juden mit Christen hierzulande gleichgestellt wurden.“

Vieles sei eine Frage der Perspektive: Natürlich, sagt

Gutman, könne man es kritisieren, dass jede Synagoge panzersichere Türen und Fenster habe und auf Polizeischutz angewiesen ist. „Es zeigt aber auch, dass der Staat gewillt ist, jüdisches Leben in Deutschland zu schützen.“ Als er als Zehnjähriger in Berlin die Schule wechselte, von der jüdischen Grundschule auf ein staatliches Gymnasium, da fragte er verwundert seine Mutter, warum vorm Eingang der neuen Schule keine Polizei mit Maschinengewehren stehe. „Man gewöhnt sich als Jude an Dinge, an die man sich nicht gewöhnen sollte.“

Wenn Gutman bei Verwandten in Israel ist, dauert es keine

➔ In Deutschland trägt Salomon Gutman die Kippa nicht öffentlich – in Israel schon.

Sekunde, bis er seine Kippa in der Öffentlichkeit aufsetzt. In Deutschland verzichtet er darauf, versteckt sogar den Davidstern, der um seinen Hals baumelt, unterm Pullover. Die Mesusa, eine Pergamentrolle in einem kleinen Holzkästchen, auf der das Gebet Schma Israel geschrieben ist und die Juden gewöhnlich draußen am rechten Türpfosten ihres Zuhauses befestigen, hat der 19-Jährige auf Anraten seiner Eltern ans Innere seiner Wohnungstür gehängt, „aus Sicherheitsgründen“.

Und ja, auch er habe Antisemitismus schon am eigenen Leib erlebt, als er einmal in der Schule als „Judensau“ beschimpft wurde oder in einer Whatsapp-Gruppe seiner Klasse ein Foto auftauchte mit dem Satz: „Es ist kein Wunder, dass das Gaspedal rechts ist.“

In seinem Bekanntenkreis wissen alle, dass er Jude ist, sagt Gutman, der in dieser Woche zum Vize-Präsidenten des Verbandes jüdischer Studierender Nord gewählt wurde, als erster aus Kiel überhaupt. Sein offener Umgang mit seiner Religion gefällt nicht jedem. „Manchmal höre ich von der Seite, dass Juden ihre Religion zu sehr betonten. Dabei kläre ich, falls jemand daran interessiert ist, nur auf.“ Aufklärung sei das eine, um künftig als Jude noch besser und sicherer zu leben, Vernetzung das andere: Dabei soll die Hochschulgruppe helfen. Kurios: Es gab in Kiel bereits eine alevitische, jesidische und muslimische – aber noch keine jüdische.

Um diese zu gründen, waren sieben Gründungsmitglieder nötig, berichtet Gutman. Die sechs weiteren zu finden, sei so schwer gewesen, dass am Ende vier seiner Kommilitonen als außerordentliche Mitglieder unterschrieben haben, die keine Juden sind. „Obwohl in Deutschland etwa 150 000 Jüdinnen und Juden leben, bin ich immer der erste, den die Menschen hier kennenlernen“, sagt Gutman. „Wir müssen es hinkommen, dass wir Juden Normalität sind und keine Kuriosität.“ So plädiert der 19-Jährige etwa für einen Pflichtbesuch in einer Synagoge für jede Schülerin und jeden Schüler und den Wiederaufbau der alten Synagoge, den sogenannten Tempel, in der Kieler Goethestraße. „Wir müssen nach außen sichtbar werden.“

Mit der Frage, wie es in Zukunft besser und, ja, sicherer werden soll, gehen alle anders um. Die Familie Stern etwa sagt von sich, dass sie in Kiel voll integriert ist. Mit guter Ausbildung und guten Jobs. „Wir könnten aber jederzeit nach Israel auswandern.“ Das ist ihre Art der Sicherheit.

Die Judenfeindlichkeit in Schleswig-Holstein ist „erschreckend alltäglich“

Interview mit Joshua Vogel (32), Leiter der landesweiten Informations- und Dokumentationsstelle Antisemitismus

Herr Vogel, aus anderen Bundesländern werden immer wieder antisemitische Vorfälle bekannt. Wie äußern sich feindliche Einstellungen gegenüber Jüdinnen und Juden in Schleswig-Holstein? Joshua Vogel: Antisemitismus zeigt sich hierzulande selten in schweren Gewalttaten oder in Bedrohungen. Er äußert sich vielmehr niedrigschwellig in Form von Aussagen, Beleidigungen und Sachbeschädigungen. Das passiert regelmäßig ohne regionale Schwerpunkte – quasi an jedem Ort. Wir kriegen mehr als einmal pro Woche einen Vorfall gemeldet, gehen aber von einer hohen Dunkelziffer aus. Die Struktur der Vorfälle verweist auf eine erschreckende Alltäglichkeit von Antisemitismus in Schleswig-Holstein.

Welche antisemitischen Vorstellungen sind hier verbreitet?

Die Form, in der Antisemitismus artikuliert wird, ist vielfältig und von vorhandenen Möglichkeitsräumen abhängig: Im Jahr 2020 gab es häufig die Anschuldigung, Juden seien für die Pandemie verantwortlich, sie hätten die Verbreitung des Coronavirus gezielt initiiert und davon profitiert. Im Kern geht es hier immer um die Zuschreibung, Jüdinnen und Juden hätten eine besondere politische oder ökonomische Macht und würden einen geheimen Plan verfolgen mit dem Ziel, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Demgegenüber hatten wir es zwischen Mai und Juni dieses Jahres, als der Nahostkonflikt eskalierte, wieder verstärkt mit einem israelbezogenen Antisemitismus zu tun. Und besonders virulent ist die Leugnung und Verharmlosung des Holocaust.

Können Sie konkrete Vorfälle nennen?

Antisemitische Vorfälle gab es zum Beispiel auf Demonstrationen gegen die

Corona-Maßnahmen. Dort wurden antisemitische Verschwörungsmotiven verbreitet, teils hatten sich Demonstranten den gelben Judenstern mit der Aufschrift „ungeimpft“ angeheftet. Damit suggerieren sie, dass ihre Situation vergleichbar sei mit der von Juden im Nationalsozialismus, was eine Verharmlosung der Shoah beinhaltet und damit antisemitisch ist. Immer wieder kommt es auch zu Beschädigungen von Erinnerungsorten – wie die von Stolpersteinen, die überklebt, zerkratzt und mit Farbe beschmiert werden. Ich erinnere mich an einen Lokalpolitiker, der für eine Gedenkstättenfahrt geworben hatte und daraufhin Morddrohungen bekam. Im öffentlichen Raum gibt es oft Schmierereien, die sich meist nicht an konkrete Personen richten, ein Beispiel ist die Schmiererei „Juden-KSV“ an einer Bushaltestelle in Lübeck (KSV steht für den Fußballclub Holstein Kiel, Anm. d. Red.). Sehr häufig sind auch antisemitische Aussagen und Beleidigungen im Netz.

Ein Bild oder ein Post ist im Internet schnell weitergeleitet. Unterscheiden Sie zwischen gedankenlosen Äußerungen und antisemitischen Fällen?

Nein. Fakt ist, dass Antisemitismus nicht nur unter Rechtsextremen verbreitet, sondern tief in der Gesamtgesellschaft verwurzelt ist. Wenn beispielsweise ein Spieler bei einem Kreisliga-Fußball-

spiel beiläufig den Schiedsrichter als Jude beleidigt, muss er ja irgendeine negative Konnotation mit dem Begriff Jude verbinden. Wahrscheinlich ist der Spieler kein handfester Antisemit, aber es kommen antisemitische Einstellungen zum Vorschein. Die Frage, ob es antisemitisch gemeint war oder nicht, ist zweitrangig. Es geht uns um die Perspektive von Betroffenen.

Und wie nehmen Betroffene solche unbedachten antisemitischen Äußerungen wahr?

Wir müssen verstehen, dass Jüdinnen und Juden alltäglich mit Antisemitismus konfrontiert sind, das ist nicht nur eine omniprésente, sondern auch eine historische und über Generationen vermittelte Erfahrung. Vieles, was vielleicht gar nicht so gemeint war, wird als verletzend und ausgrenzend wahrgenommen. Der Begriff Jude als Beleidigung impliziert die Botschaft: Ihr Juden gehört nicht dazu. Es ist im Zweifel nur eine Frage der Zeit, bis jemand von „Ich schreib das auf ein Plakat“ übergeht zu „Ich beseitige das Problem“. Auch wenn wir in Schleswig-Holstein vor allem viele niedrigschwellige Vorfälle beobachten, sind sie Ausdruck eines spezifischen gesellschaftlichen Klimas, und sie bereiten die Möglichkeitsräume für Schlimmeres. Antisemitische Angriffe, wie das Attentat von Halle 2019, passieren ja nicht im luftleeren Raum, daher ist es so bedeutsam, auch vermeintlichen Kleinigkeiten zu widersprechen und sie uns zu melden.

Interview: Karen Schwenke

„Antisemitische Angriffe passieren ja nicht im luftleeren Raum. Daher ist es so bedeutsam, auch vermeintlichen Kleinigkeiten zu widersprechen.“

Joshua Vogel, Leiter Lida SH



Morgen Online-Vortrag zum Antisemitismus

Eine Online-Vorlesung an der Fachhochschule Kiel beschäftigt sich am morgigen Mittwoch, 24. November, mit dem Thema Antisemitismus. „Die rechte Mitte. Rechtsextremismus: nur ein ‚Randphänomen?‘“ setzt die Ringvorlesung „Reality strikes back“ fort.

In ihrem Vortrag „Antisemitismus und Jugend“ stellt Prof. Nicole Pfaff das gleichnamige aktuelle Forschungsprojekt vor und gibt Einblicke in die Analyse der qualitativen Daten. Pfaff ist seit 2012 Professorin für Migrations- und Ungleichheits-

forschung an der Universität Duisburg-Essen. Im Mittelpunkt stehen folgende Fragen: Wie positionieren sich junge Menschen in Deutschland vor dem Hintergrund unterschiedlicher biografischer Erfahrungen und diskursiver Zusammenhänge zu Jüdinnen und Juden, zum Judentum, zu Israel und zum Nahostkonflikt sowie zu Antisemitismus und zur Shoah? Woher beziehen sie ihr Wissen über das Judentum? Welche Erfahrungen machen sie in Zusammenhängen der Holocaust Education in

und außerhalb der Schule? Im Rahmen der Studie werden unter anderem Daten aus 31 Interviews mit nicht-jüdischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus unterschiedlichen Regionen in Deutschland analysiert.

Der Online-Vortrag am 24. November findet von 16.15 bis 17.45 Uhr statt. Externe Interessierte können sich per E-Mail unter ringvorlesung.sg@fh-kiel.de anmelden und bekommen den Link zur Zoom-Vorlesung zugesandt.

„Wohin ihr geht, vergesst nicht, dass ihr Kieler seid“

Vor 90 Jahren fotografierte Rahel Posner, die Frau des letzten Kieler Rabbiners vor dem Holocaust, ihren Chanukka-Leuchter vor den Naziflaggen am Gebäude gegenüber. Das Bild wurde weltberühmt, der Leuchter selbst ein Ausstellungsstück am Holocaust-Gedenkort Yad Vashem. Für wenige Tage im Jahr aber, immer zu Chanukka, kehrt er in die Familie zurück. Jetzt war es wieder soweit.

VON DENNIS BETZHOLZ

JERUSALEM/KIEL. Erst hinter dickem Beton kehrt Ruhe ein. Yehuda Mansbach, 70, und seine Schwester Nava Gilo, 67, setzen sich auf ein bezogenes Bett, der Laptop vor ihnen. Hinter ihnen ein Fenster, das mit einer klappbaren Metallschicht verbarrikiert ist. Der Lärm im übrigen Teil des Hauses lässt ihnen keine Wahl: Die Geschwister müssen in den sogenannten Mamad, der sonst vor Bomben der Palästinenser schützt.

Das kleine Haus in Bet Schemesch, einer Stadt nahe Jerusalem, gehört Yehuda Mansbach. Er hat einen Teil der Familie eingeladen, etwa 30 Personen, um mit ihm an diesem Sonntagabend den letzten von acht Chanukka-Tagen zu feiern. Auch die Kieler Nachrichten waren eingeladen. Der Flug war bereits gebucht, als Israel einen Einreisestopp für Ausländer verhängte, aus Sorge vor der neuen Coronavariante Omikron. Deshalb erzählen Mansbach und seine Schwester ihre einzigartige Familiengeschichte per Videoschleife nach Kiel, der Heimat ihrer Großeltern.

Das Foto eines Leuchters verändert die Welt

Ihre Großeltern, das waren Dr. Akiba Posner, der letzte Kieler Rabbiner vor dem Holocaust, und seine Ehefrau Rahel. Ihre Geschichte ist unter Juden bekannt, weltberühmt aber ist das Foto, das Rahel im Dezember 1931 machte: Es zeigt den achtarmigen Chanukka-Leuchter der Familie vor dem eigenen Fenster. Auf der anderen Straßenseite hängt eine Naziflagge an einem Gebäude, der NSDAP-Kreisleitung.

Rahel Posner verfasst auf der Rückseite des Bildes vier Zeilen: „Juda verrecke“, die Fahne spricht – „Juda lebt ewig“, erwidert das Licht. Heute steht der Leuchter als Dauerleihgabe in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, es ist eines der wichtigsten Artefakte der Ausstellung, sagen sie dort. Für ein paar Tage im Jahr aber, immer zu Chanukka, kehrt der Leuchter in die Familie zurück.

90 Jahre nach der Entste-

hung des Fotos sagt Nava Gilo über ihre mutigen Großeltern: „Wir bewundern sie alle sehr.“ Und dieses Wir umfasst heute fast 100 Nachfahren, überschlägt sie. „Das ist unser Sieg – Juda lebt“, sagt Nava und lacht triumphierend.

Ein paar Momente zuvor sind die lebendigen Beweise dieses Sieges im Wohnzimmer zu sehen: Kinder toben umher, Babys krabbeln über den Fliesenboden, ein schallendes Stimmengewirr erfüllt den Raum. Ein Teil der Familie ist da, drei Generationen, verteilt auf wenige Quadratmeter. Und vor dem Wohnzimmerfenster steht ein Schrein und ein kleiner Tisch, der mit Alufolie bedeckt ist, auf der sich

wiederum ein buntes Meer aus Kerzen breitmacht. Inmitten der unzähligen verschiedenfarbigen Kerzen steht er, der berühmte Chanukka-Leuchter der Großeltern. Darüber klebt das auf stark vergrößerte Schwarz-Weiß-Foto von 1931. Dahinter, auf der Außenseite der Scheibe, hängt eine Israelflagge.

„Meine Großmutter dachte, als er das Haus verließ, sie würde ihren Mann nicht wiedersehen.“

Yehuda Mansbach, Enkel von Rahel und Akiba Posner

Gegen 17.30 Uhr, die Sonne in Bet Schemesch, einem orthodoxen Teil des Landes, ist bereits untergegangen, entzündet Akiba Mansbach, Yehudas Sohn, die Kerzen des Leuchters. Später, im bombensicheren Mamad, wird Yehuda Mansbach erzählen,

dass sein Großvater früher diesen Part übernommen hat. Die Bedeutung, die der Leuchter heute für die Familie und die Juden insgesamt hat, konnte niemand ahnen. „Derjenige, dem das Wunder ge-

schieht“, zitiert Yehuda, ein Mann mit langem weißen Bart, ein hebräisches Sprichwort, „weiß es nicht zu schätzen“. Eben dieses Wunder geschieht im Dezember 1931. „Die meisten Juden zogen schon damals den Vorhang zu, damit die Chanukka draußen nicht zu sehen war. Unsere Großeltern taten das nicht“, erzählt Yehuda Mansbach.

Rahel Posner stand nicht als einziges Familienmitglied für den Widerstand. Ihr Mann Akiba, der damals als Rabbiner die jüdische Gemeinde in Kiel mit 500 Mitgliedern leitete und in einer von ihm gegründeten Sonntagsschule hebräisch oder isrealische Landeskunde lehrte, tritt ebenfalls vehement für das Judentum vor Ort ein. Dies gipfelt in einem offenen Brief in den Lokalzeitungen, in dem er gegen die ersten Plakate in der Stadt mit der Aufschrift „Juden haben

keinen Zutritt“ protestiert. Im April 1933, als auch in Kiel jüdische Läden geschlossen bleiben müssen, sieht er, wie ein jüdischer Student versucht, in das Geschäft seines Vaters zu gelangen. Polizisten hindern ihn daran.

Widerstand gegen die Nazis nur unter Lebensgefahr

Der junge Mann wird handgreiflich, die Polizei nimmt ihn mit. Später erfährt Akiba Posner, dass der Student getötet wurde. Er bittet darum, ihn bestatten zu dürfen – doch die Antwort lautet: nur nachts und ohne Trauergesellschaft. „Mein Großvater wollte das nicht hinnehmen“, sagt Yehuda Mansbach und schildert, was ihm seine Großeltern erzählten. Akiba Posner fährt demnach nachts in eine Stadt, die 40 Minuten entfernt ist von Kiel, informiert dort die jüdische Gemeinde und sagt, alle sollen kommen. „Er widersetzte sich den Regeln der Nazis. Meine Großmutter dachte, als er das Haus verlassen hatte, sie würde ihren Mann nicht wiedersehen“, sagt Yehuda Mansbach.

So weit kommt es nicht. Doch die Zwischenfälle mit der SA häufen sich in den folgenden Monaten. Auf Wunsch der Gemeinde, die sich um ihren Rabbiner sorgt, verlässt der Rabbiner im Juni 1933 gemeinsam mit seiner Frau Rahel und seinen drei Kindern die Stadt erst in Richtung Bel-



Rahel Posner war nicht nur eine gebildete, sondern zudem eine sehr elegante Frau. Das zeigt dieses Foto, das sich im Archiv der Familie Mansbach befindet.

FOTO: RUTH UR/YAD VASHEM



Juni 1933: Akiba und Rahel Posner verlassen mit ihren drei Kindern ihre Heimat Kiel. Die jüdische Gemeinde begleitete ihren Rabbiner zum Bahnhof - und machte ein Erinnerungsfoto.

FOTO: PRIVAT

Das ist Chanukka

Chanukka geht nicht auf biblische Gebote, sondern auf ein historisches Ereignis zurück.

Mit ständig neuen Geboten und Gesetzen machten die hellenistischen Besatzer den Juden das Leben schwer. Am Ende verboten sie ihnen auch die Ausübung der Religion. Dagegen wehrten sich die Juden. Angeführt von Judas Makkabäus und seinen Brüdern be-

siegten sie die Seleukiden im sogenannten Makkabäeraufstand im zweiten Jahrhundert vor Christus und eroberten auch ihren Tempel in Jerusalem wieder zurück.

Als sie ihn wieder in Besitz nahmen und dazu vorher reinigen wollten, fanden sie nur einen kleinen Rest geweihten Öls, um sich Licht zu machen.

Doch es brannte wundersamerweise nicht nur einen, sondern acht Tage lang. Genau so lange, bis neues, koscheres Öl hergestellt war. Gefeierte wurde die Einweihung des Tempels 164 vor Christus.

Beim Lichterfest wird in den Familien traditionell gesungen, gebetet und mit den Kindern gespielt. Zum Essen werden

vornehmlich Gerichte gefertigt, die viel Öl benötigen. Bei Yehuda Mansbach und Nava Gilo stehen zum Beispiel Pfannkuchen ganz oben, aber auch Reibekuchen oder Spritzgebäck sind in Israel zu Chanukka beliebt. Der achtarmige Chanukka-Leuchter hat in der Mitte eine neunte Kerze – mit dieser werden die übrigen Kerzen entzündet.



Akiba Mansbach zündet die Kerzen des berühmten Chanukka-Leuchters an. Darüber ist das vergrößerte Foto angebracht, das seine Urgroßmutter im Dezember 1931 machte.

FOTO: ISAAC HARARI / YAD VASHEM



gien, von dort aus geht es im November 1934 weiter nach Jerusalem. In seinem Gepäck hat er den Chanukka-Leuchter verstaut.

Die gesamte Gemeinde begleitet ihn zum Kieler Bahnhof, wo er, der Doktor der Philosophie, laut seinem Enkel gesagt haben soll: „Es gibt keine Zukunft für Juden in Deutschland, aber wohin ihr geht, vergesst nicht, dass ihr Kieler seid.“ Außer ein paar wenigen hören alle auf den Rat des Rabbiners, gehen in den folgenden Jahren fort und retten so ihr Leben.

Anderen ging es anders. Das wissen Yehuda Mansbach und seine Schwester Nava Gilo nur zu gut. Ihre Ehepartner wuchsen ohne Großeltern auf,

weil diese im Holocaust ums Leben gekommen waren. „Als wir heirateten, bekamen sie mit Rahel eine Großmutter geschenkt“, sagt Nava. Rahel Posner starb mit 83 Jahren, sie

„Es sind Dinge passiert, die man nicht auslöschen kann: Wir tragen vor allem die schlimme Zeit im Herzen.“

Nava Gilo, Enkelin von Rahel Posner

lernte sogar noch ihre Urenkel kennen. Akiba Posner starb bereits 1968, im Alter von 78 Jahren. Was bleibt von ihnen? „Wir geben den Glauben unserer Großmutter an die

nächsten Generationen weiter“, antwortet Nava. „So leben wir hier als Juden, mit hoch erhobenen Häuptionen und dem Gedanken, uns immer vorwärts zu bewegen.“

Eine Bindung zu Deutschland verspüren sie trotz der tiefen Spuren, die ihre Großeltern in Kiel hinterlassen haben, nicht. „Ich war nie in Deutschland und würde dort auch keinen Urlaub machen. Eine historische Reise aber könnte ich mir vorstellen“, sagt Nava Gilo, und ihr Bruder nickt zustimmend. Den Ort der alten Kieler Synagoge würden sie etwa besuchen wollen, dorthin gehen, wo ihr Großvater einst zu Schabbat Vorträge hielt, die so interessant gewesen seien, heißt es, dass sogar nichtjüdische Menschen kamen. Aber mehr – nein. „Es sind einfach Dinge passiert, die man nicht auslöschen kann: Wir tragen vor allem die schlimme Zeit im Herzen“, erklärt Nava. Die Eltern ihres Mannes, sagt sie noch, tragen eine Nummer auf dem Unterarm – als Kinder waren sie gefangen im Konzentrationslager. Sie überlebten, gezeichnet fürs Leben. „Und selbst, wenn sie nicht mehr unter uns weilen, werden wir es nicht vergessen.“

Nach knapp einer Stunde bitten Nava Gilo und Yehuda Mansbach, die Schalke zu beenden. Sie wollen ins Wohnzimmer, zur Familie. Wohl auch, um nachzusehen, ob das Chanukka-Licht noch brennt.



Im Schutzraum, dem sogenannten Mamad, führen Nava Gilo (li.) und Yehuda Mansbach das Gespräch mit den Kieler Nachrichten. Ruth Ur, Direktorin des Freundeskreis Yad Vashem in Berlin, nimmt den Laptop auf den Schoß.

FOTO: ISAAC HARARI / YAD VASHEM

Licht zeigen – mit dem Mut von Rahel Posner

Rahel Posner war eine mutige Frau: Als am Gebäude gegenüber ihrer Wohnung am Sophienblatt schon die Nazi-Flaggen hingen, zündete sie noch die Kerzen ihres gut sichtbaren Chanukka-Leuchters in der Fensterbank an – sie wollte sich nicht dem Hass und der Gewalt der Nazis beugen. Im Geist von Rahel Posner steht die Aktion „Licht zeigen“, die der Freundeskreis Yad Vashem gemeinsam mit den Kieler Nachrichten ins Leben gerufen hat. **Alle Leserinnen und Leser der Kieler Nachrichten werden Ende Januar die Möglichkeit bekommen, Teil dieser Aktion zu werden und ebenfalls zu zeigen: Wir sind gegen Hass und Gewalt, ob gegen Juden oder andere Menschen.** Im Zentrum dieser Aktion wird das berühmte Foto von Rahel Posner stehen (links im Bild in Übergröße oben

an der Glastür zu sehen), eine nach Angaben ihrer Familie „gebildete, charakterstarke und sehr gläubige Frau“. Zwei Jahre, nachdem sie 1931 das Bild des Chanukka-Leuchters mit den Nazi-Flaggen im Hintergrund geschossen hatte, kamen die Nationalsozialisten an die Macht. Da verkaufte Posner das Bild an eine jüdische Zeitung, „sie wollte, dass es die Leute sehen“, sagt ihr Enkel Yehuda Mansbach. Später sei dann das Archiv der Zeitung, in dem sich der Abzug des Fotos nach der Veröffentlichung befand, von den Nazis beschlagnahmt worden. Das Original aber blieb im Familienbesitz. Heute liegt es im Schrank von Yehuda Mans-

bach, geschützt durch eine Plastikhülle.

„Erst viele Jahre später machte die Kuratorin des jüdischen Museums in Washington meine Großeltern darauf aufmerksam, dass Kopien des Fotos für 250 DM verkauft wurden“, schildert

Mansbach. Die Familie schob dem sofort einen Riegel vor, indem sie Kopien des Bildes fortan kostenlos herausgab – und damit erst den Weg ebnete für seine heutige Bekanntheit. Mittlerweile wurde es hundertfach reproduziert. „Selbst auf Social Media“, sagt der 70-Jährige vergnügt, „schlägt das Foto hohe Wellen. Wir bekommen bis heute Grüße aus der ganzen Welt.“

LICHT ZEIGEN

Wie gelangen Sie an all die Erinnerungsstücke, Herr Thal?

Der Chanukka-Leuchter aus Kiel steht mittlerweile in Yad Vashem. Ein Gespräch mit dem Direktor für Artefakte des Holocaust-Gedenkorts

Das T-Shirt eines Babys, ein Buch, ein Becher – es sind unter anderem alltägliche Gegenstände und die Geschichten dahinter, mit denen die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem das Grauen nachzeichnet. Dazu zählt auch der Chanukka-Leuchter der Familie Posner. Michael Thal, Direktor für Artefakte in Yad Vashem, verantwortet die Sammlung, die heute rund 40 000

Was ist aus der Sicht des Experten das Besondere an dieser Geschichte?

Das Foto erzählt die Geschichte der Juden in Deutschland zu dieser Zeit: Es schwingt die Frage mit, ob sie bleiben oder das Land verlassen. Denn die Zeit für Juden ist dort abgelaufen. Als wir bei Yad Vashem Ende der 90er-Jahre ein neues Museum planten, in dem es um die 30er-Jahre in Deutschland gehen sollte,

lung geben möchten. Als sich allerdings herumsprach, dass wir so etwas suchen, kamen Nachfahren und Überlebende zu uns und brachten uns ihre Erinnerungsstücke. Jedes Jahr erhalten wir auf diese Weise zwischen 500 und 800 neue Artefakte für unsere Sammlung.

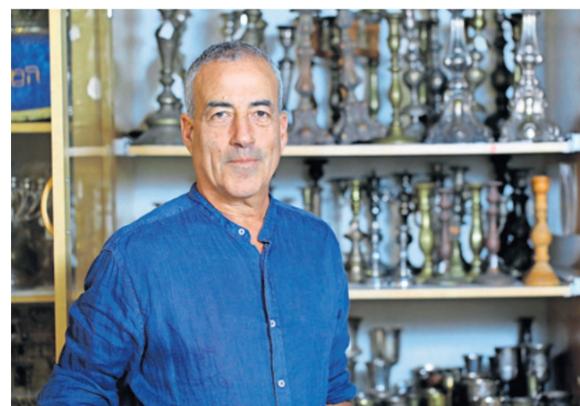
Um welche Dinge handelt es sich dabei?

Eine Frau, die als junges Mädchen mit ihrer Familie von Polen nach Russland floh, brachte uns einen Teddybär mit einem roten Schal. Sie sagte uns, es sei der einzige Freund gewesen, mit dem sie auf der Flucht sprechen konnte. Eine andere Frau übergab uns einen Trinkbecher, den sie in der Fabrik eines Konzentrationslagers gestohlen hatte, um damit Schnee vom Boden aufzunehmen und zu trinken. Der Becher rettete ihr das Leben.

Bringen manche Menschen auch größere Gegenstände bei Ihnen vorbei?

Nicht oft, aber auch. In unserer Sammlung befindet sich zum Beispiel ein Schrank. In dem hat sich die Tochter einer polnischen Frau versteckt, als einige Soldaten die Wohnung der Familie aufsuchten. Die Soldaten versuchten, die Schranktür zu öffnen, aber es gelang nicht. Die Tochter überlebte. Jahrzehnte später übergab sie uns den Schrank. Wie Sie sehen: Wir wollen niemanden beleidigen oder Hass säen, wir wollen nur die Holocaust-Geschichten der Menschen erzählen. Dabei helfen die Alltagsgegenstände: Denn anders als Fotos haben sie die Kraft, Grenzen und Zeit zu überbrücken und das Geschehene in die heutige Zeit zu bringen.

Interview: Dennis Betzholtz



Michael Thal, Direktor der Abteilung Artefakte, verantwortet die Sammlung von Erinnerungsstücken der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem.

FOTO: ELAD ZAGMAN/YAD VASHEM

Herr Thal, Ihnen fehlt derzeit ein ganz zentrales Artefakt in Ihrer Sammlung: der Chanukka-Leuchter der Familie Posner. Ist es üblich, dass Menschen, die Ihnen etwas überlassen, ihre Gegenstände vorübergehend wieder abholen?

Michael Thal: Nein, gar nicht. Und eigentlich ist das auch nicht in unserem Sinne. Kein Museum mag es, wenn vorübergehend Ausstellungsstücke fehlen. Aber als uns die Nachfahren der Posners zusagten, uns den Leuchter als Dauerleihgabe zu überlassen, unter der Bedingung, dass sie ihn jedes Jahr zu Chanukka wieder abholen dürfen, stimmten wir zu. Uns war der Leuchter zu wichtig, eine sehr besondere Geschichte.

war die Idee, das Foto an das Fenster des Ausstellungsraums zu kleben. Doch dann fragten wir uns: Wer hat das Foto eigentlich gemacht? Wo ist der Leuchter heute?

Die Antworten führten Sie zu Yehuda Mansbach?

Ja. Forscher unserer Einrichtung fanden heraus, dass der Leuchter und das Originalfoto sogar in Israel sind, nur wenige Kilometer entfernt. Wir nahmen sofort Kontakt mit der Familie auf.

Ist das der übliche Weg, wie Sie an Artefakte gelangen?

Es ist einer von zwei Wegen. In den 90er Jahren gingen unsere Kuratoren los und fragten Überlebende, ob sie uns etwas für die Ausstel-

Ein neuer Blick auf Kieler Geschichte

Yad-Vashem-Freundeskreis und Kieler Nachrichten starten Aktion mit dem Abbild des weltberühmten Chanukka-Leuchters aus Kiel

VON STEFANIE GOLLASCH

KIEL. Bald werden sie alle gegangen sein: die Menschen, die noch aus eigenem Erleben berichten können, wie es war im Kiel der Nazi-Zeit. Wie es mit kleinen Zeichen der Erniedrigung begann und schließlich in die Katastrophe des Holocaust mündete. Nichts hält die mahrende Erinnerung an diese finsternen Jahre lebendiger als die Schilderungen derjenigen, die sie selbst durchlitten haben. Aber was, wenn niemand von ihnen mehr da ist? Wer soll uns dann nahebringen, wie es sich anfühlt, in der eigenen Stadt quasi über Nacht zu Unerwünschten und schließlich zu Gajagen zu werden?

LICHT ZEIGEN

Die Aktion „Licht zeigen“, die der Freundeskreis Yad Vashem und die Kieler Nachrichten gemeinsam gestartet haben, ist eine mögliche Antwort auf diese Frage. Es geht darum, mithilfe von Exponaten aus der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem einzelne Schicksale quasi zurückzuspulen und von ihrem Ausgangspunkt aus neu zu betrachten. In Kiel geschieht das über den Chanukka-Leuchter der Familie Posner, den Rahel Posner auf einem ikonografischen Foto verewigt hat. Ihr Mann war der letzte Kieler Rabbi vor dem 2. Weltkrieg, die Familie wohnte am Sophienblatt. Als Rahel Posner 1931 ihren Chanukka-Leuchter gut sichtbar auf der Fensterbank dieser Wohnung platziert, setzt sie ein mutiges Zeichen: gegen Unterdrückung und Ausgrenzung, für Freiheit und Frieden. Sie macht ein Foto von ihrem Leuchter, im Hintergrund sind am Gebäude gegenüber schon die Flaggen der Nazis zu sehen. Foto und Leuchter werden später weltberühmt, inzwischen sind sie in Yad Vashem in Jerusalem zu sehen.

Das Foto des Leuchters ist zum Symbol des stillen Widerstands gegen ein mörderisches Regime geworden. In Kiel und weit darüber hinaus soll es jetzt zum sichtbaren Zeichen gegen das Vergessen und gegen die Blindheit für neue bedrohliche Signale werden. In einer Ausgabe der Kieler Nachrichten in der zweiten Januar-Hälfte wird das Foto beiliegen – darauf ein selbstklebender Sticker, der nur den Leuchter zeigt. Jede Leserin und jeder Leser ist eingeladen, dieses Symbol gut sichtbar an eine Fensterscheibe, das Seitenfenster des Autos oder an einen anderen geeigneten Ort zu kleben und damit Teil der Aktion „Licht zeigen“ zu werden – damit niemand vergisst, was passieren kann, wenn das Licht dem Dunkel weicht.

Kai Diekmann, ehemaliger Chefredakteur der „Bild“-Zeitung und Vorsitzender des Freundeskreises Yad Vashem, hält das Leuchtersymbol für extrem gut geeignet für diesen Einsatz. „Das ikonische Foto von Rahel Posner ist atemberaubend, mehr Aussagekraft als einen Chanukka-Leuchter im Vordergrund und die Nazi-Flagge dahinter kann ein Bild kaum haben“, sagt Diekmann. Das Motiv zeige nicht nur die dunkle Seite der drohenden Nazi-Herrschaft, sondern auch das Licht und die Hoffnung, die sich vor die Bedrohung schieben. „Ich bin sehr froh, dass ‚Licht zeigen‘ dieses Bild mit seiner außergewöhnlichen Geschichte nun zurück nach Kiel bringt und jeder die Möglichkeit bekommt, ein Zeichen gegen Hass und Gewalt zu setzen.“

Für Kiels Oberbürgermeister Ulf Kämpfer sendet der Kieler Chanukka-Leuchter mit seiner Geschichte eine „kostbare Botschaft“: den Sieg des Lichts über die Dunkelheit. „An die Stelle von Antisemitismus und Menschenfeindlichkeit setzt Kiel Solidarität und zeigt gemeinsam Licht.“



Banal und doch geschichtsträchtig: Wo heute der Förde-Campus steht, befand sich vor dem Krieg das Gebäude, in dem der Kieler Rabbi mit seiner Familie wohnte. Der Blick aus dem Fenster fiel auf die NSDAP-Kreiszentrale. Dieses Gebäude ist einem Bürokomplex gewichen.

FOTOS: YAD VASHEM/ULF DAHL



„Wie geht in Zukunft Erinnerungskultur ohne Zeitzeugen, Frau Ur?“

Nach einer mehr als 20 Jahre langen internationalen Karriere beim British Council ist Ruth Ur heute die Geschäftsführerin des Freundeskreises Yad Vashem und Direktorin für den deutschsprachigen Raum von Yad Vashem. Die internationale Gedenkstätte ist die weltweit führende Institution zum Thema Holocaust und verantwortlich dafür, die Erinnerung an diese Zeit wachzuhalten. Doch mehr als 75 Jahre nach den Gräueltaten werden die Menschen, die selbst Opfer des Nazi-Regimes wurden, immer weniger.

Frau Ur, wie wichtig sind Zeitzeugen für Ihre Arbeit?

Ruth Ur: Es gibt nichts Beeindruckenderes und Überzeugenderes, als mit einem Überlebenden zu sprechen. Aus erster Hand zu erfahren, was damals geschehen ist, ist der beste Weg. Ich merke jedes Mal, wenn ich im Zuge meiner Arbeit mit Zeitzeugen spreche, dass die Authentizität nicht mit Audio-Aufnahmen zu ersetzen ist. Erst vor zwei Wochen wieder.

Erzählen Sie.

Yad Vashem zeichnet im Auftrag des Staates Israel nichtjüdische Menschen mit dem Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“ aus, die unter nationalsozialistischem Regime Jüdinnen und Juden vor der Ermordung gerettet haben. Im bayrischen Arzberg wurde nun Elise Conrad posthum ausgezeichnet, als 641. Deutsche von insgesamt fast 28.000 Menschen weltweit. Sie hatte Anfang 1945 einen jungen und sehr kranken Juden aus Ungarn bei sich aufgenommen, nachdem sie gesehen hatte, wie dieser aus einer Pfütze Wasser trank. Ihre Kinder nahmen die Medaille nun während einer kleinen Zeremonie entgegen. Das Besondere war: Der Gerettete selbst lebt noch, er ist heute 98 Jahre alt und hat eine Botschaft übermittelt. Er habe das Glück gehabt, sagte er, drei Mütter gehabt zu haben: die, die ihn geboren hat, Elise Conrad,



Wir müssen etwas vermitteln, was die Menschen nicht mehr hören wollen.

Ruth Ur, Yad-Vashem-Direktorin für den deutschsprachigen Raum

die ihm das Leben gerettet hat, und La France, die ihn nach dem Krieg aufgenommen hat. Dieses Gefühl in diesem Raum kann nichts ersetzen. Es fühlte sich an, als habe jemand tief in die Historie hineingegriffen und diese Geschichte herausgeholt.

Diese Erlebnisse werden bald nicht mehr möglich sein: Die Zeitzeugen sterben aus. Wie geht Yad Vashem damit um?

Das ist unsere große Herausforderung. Die Aufgabe von Yad Vashem ist die Sammlung und Dokumentation von Informationen über den Holocaust. Dazu gehören auch die Lebensgeschichten von Zeitzeugen. Hier in Deutschland überlegen wir uns Wege, das Material aus Yad Vashem und die Stimmen der Zeitzeugen so nah wie möglich an die Menschen bringen.

Ruth Ur dreht sich um, schwenkt den Bildschirm zu einem eingerahmten Plakat, das auf dem

Schrank hinter ihr steht. Das Gespräch findet per Videoschleife statt, Ur sitzt in ihrem Büro in Berlin.

Dies ist ein Plakat der Ausstellung „Survivors“, die – organisiert und kuratiert von Yad Vashem und deutschen Partnern – 2019 und 2020 in Essen stattfand, 75 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz. 75 Überlebende wurden von Martin Schoeller porträtiert, sie alle leben heute in Israel, kommen aber aus unterschiedlichen Orten. Diese Menschen mit neuer Frische zu fotografieren und das auf riesigem Format darzubieten, war etwas ganz Besonderes. Die Ausstellung steht für unsere Aufgabe: den Holocaust sachlich, aber mit frischem Blick und einer zeitgenössischen Sprache zu vermitteln. Wir versuchen, in Deutschland eine Brücke zu bauen: zu vermitteln, was Yad Vashem anzubieten hat und wie wir das vor dem deutschen Publikum verwenden können – natürlich anders als in den USA, in Großbritannien oder in Südafrika.

Wie sieht dieser Unterschied konkret aus?

In anderen Ländern, in denen innerhalb Europas der Holocaust stattgefunden hat, kann jeder mit dem Finger auf Deutschland zeigen – mit dem Verweis: „Das waren die wahren Täter.“ Die Deutschen haben eine andere Beziehung zu dem Thema. Es gibt hierzulande eine Holocaust-Ermüdung. Ich bin erschrocken, wie oft ich – auch von gebildeten Menschen – Sätze gehört habe wie „Das ist doch vorbei“ oder „Ich kann es nicht mehr hören – das habe ich schon alles in der Schule gelernt“. Gleichzeitig ergab eine Studie zum Holocaust: Mehr als jeder dritte Befragte (37 Prozent) antwortete, es solle ein Strich unter das Thema gezogen werden, er oder sie sei fertig damit. Das hat mich motiviert, diesen Job vor zwei Jahren zu übernehmen.

Das macht Ihre Arbeit nicht leichter.

Es ist eine kreative und fordernde Aufgabe: Wir müssen überlegen, wie wir etwas vermitteln, was die Menschen nicht mehr hören wollen. Wir möchten erreichen, dass jeder in Deutschland weiß, was Yad Vashem ist und warum es relevant ist. Es sollen Begegnungen geschaffen werden, die können auch ganz klein sein. Aber wenn es diesen einen Berührungspunkt gibt, kann dieser eine ganze Welt öffnen. Das gelingt zum Beispiel auch durch das Projekt „Licht zeigen“ mit den Kieler Nachrichten oder unsere virtuelle „Remember Wall“ (Anm. d. Red.: Dort kann sich jeder anmelden und wird zufällig mit einem der Millionen Opfer verbunden. Der eigene Name wird dann mit dem Foto des Ermordeten und seiner Vita auf der virtuellen Wand verknüpft).

Was erwidern Sie jemandem, der für sich feststellt, dass er „fertig mit dem Holocaust“ ist?

Es ist das dunkelste Kapitel der Gesellschaft, für das es keine Vergleiche in der Geschichte gibt. Es ist eine Frage der Menschlichkeit, nicht einer bestimmten Gruppe. Der Holocaust muss eine Erinnerung sein an das, was Menschen anderen Menschen antun können. Das betrifft uns alle.

Gleichzeitig nimmt der Antisemitismus zu.

Antisemitismus war immer da. Ich habe ihn in Deutschland tatsächlich seltener erlebt als in anderen Ländern, in denen ich gelebt habe. Gleichzeitig leben wir in schwierigen Zeiten. Was vor der Pandemie klar war, ist heute nicht mehr klar. Das verängstigt die Menschen – und in ihrer Angst greifen sie auf Gedanken, die weit hinten in ihrem Kopf gespeichert sind, zurück. Leider ist der Antisemitismus einer jener Gedanken.

Interview: Dennis Betzholz

Dramatische Szenen in der Stoschstraße

In der berühmten Harvard-Bibliothek zeichnet eine Autobiografie das Schicksal der Kieler Familie Munk nach

VON STEFFEN MÜLLER

KIEL. Enteignung, Berufsverbot und Deportationen gehörten zu den Grausamkeiten, unter denen jüdisch-stämmige Familien in der NS-Zeit in Deutschland leiden mussten. Das blieb auch in den USA nicht verborgen. 1939 hat die berühmte Harvard-Universität autobiografische Zeugnisse von jüdischen Emigrantinnen und Emigranten gesammelt, um offen zu legen, wie sich das Leben und der Alltag der Verfolgten unter der Nazi-Herrschaft dargestellt hat. 180 autobiografische Zuschriften erhielt die Elite-Uni auf ihren Aufruf – darunter auch eine über eine Familie aus Kiel.

LICHT ZEIGEN

Es ist der 10. November 1938. Um 4 Uhr morgens stehen zehn Männer der SA vor der Stoschstraße 1 in Kiel-Gaarden. Die Drogerie im Erdgeschoss wird komplett zerstört, die Einrichtung zerschlagen. Im Obergeschoss wohnen die Inhaber – Paula, Heinrich und Hans Ulrich Munk. Sie müssen hilflos mit ansehen, wie ihnen die Lebensgrundlage entzogen wird – und noch schlimmer: Vater Heinrich und Sohn Hans Ulrich werden verhaftet. Mutter Paula Munk versucht verzweifelt, zumindest ihren Mann vor der Gefangenschaft zu bewahren. „Der Greis stirbt Euch doch unter den Händen“, fleht sie die SA-Männer an. „Auf unserer Liste steht, in unserem Rayon müssten wir fünfzig Juden zusammenbrin-



Die ausgebrannte Kieler Synagoge in der Goethestraße mit der hebräischen Inschrift „Wisse, vor wem Du stehst“ am Morgen nach der Reichspogromnacht 1938. Damals wurde das jüdische Leben schwer erschüttert. Heute leben wieder mehr als 600 Juden in Kiel.

FOTO: STADTARCHIV KIEL

gen. Da sehen wir eben zu, so viel wie möglich zu bekommen“, entgegnet die bewaffnete Ordnertruppe. Dabei hat die Familie Munk – mit Ausnahme von Mutter Paula – dem jüdischen Glauben schon vor der Machtübernahme durch die Nazis abgeschworen, Vater und beide Söhne sind christlich getauft.

Da Heinrich Munk während der Verhaftung allerdings zusammenbricht, sieht die SA davon ab, ihn abzuführen und nimmt nur Sohn Hans Ulrich in Gewahrsam. Der Sohn, 38 Jahre alt, wird in ein Konzentrationslager deportiert. Wenige Tage später erhält Erich Munk im Asyl in der Schweiz einen anonymen Brief. „Sie werden über das Schicksal Ihrer Eltern sehr besorgt sein. Da kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß Ihren Eltern kein Haar gekrümmt ist. Ihr Bruder ist abtransportiert, wohin, ist unbekannt. Der Laden ist vollständig demoliert. Nach hier kommen ist zwecklos.“

Nachzulesen sind diese dramatischen Schilderungen und das Schicksal der Familie Munk in dem jüngst erschienenen Buch „Von den Nazis vertrieben“. Darin befasst sich der Autor Prof. Detlef Garz, Seniorprofessor an der Kieler

Christian-Albrechts-Universität, mit den Biografien von Jüdinnen und Juden, die in der NS-Zeit alles verloren haben – bis zu ihrem Leben. Für seine Recherchen ist Garz tief in das Archiv der berühmten Harvard-Bibliothek eingedrungen. Denn dort schlummern so manche unentdeckte Geheimnisse – kein Wunder bei einem Gesamtbestand von rund 21 Millionen Werken und 400 Millionen Manuskripten.

➔ In der Harvard-Bibliothek entdeckte Garz viele Biografien von emigrierten Juden.

Angetan haben es Garz rund 180 Biografien von emigrierten Juden, die in den Jahren 1939 und 1940 an die Elite-Universität in Boston, Massachusetts, in Zusammenhang mit einem wissenschaftliches Preisausschreiben eingesandt wurden. Ziel war es, durch autobiografische Manuskripte von Emigrantinnen und Emigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland sowie aus Österreich zusammenzustellen, wie sich unter

der Nazi-Herrschaft das Leben und der Alltag der Verfolgten verändert hat. „Es ist ein Schatz, der in Harvard vorliegt, und der nie systematisch bearbeitet worden ist“, sagt der Sozialwissenschaftler Garz über die Biografien.

Die Manuskripte der Familie Munk schickte der zweite Sohn Erich an die Harvard-Universität. Er schildert seine zahlreichen Überredungsversuche, dass sich die ganze Familie vor den Nazis in Sicherheit bringt und das angehäuften Vermögen rettet. Denn während Erich die Gefahr für Jüdinnen und Juden frühzeitig erkannte und Deutschland

verließ, hofften Eltern und Bruder in der Heimat ihr gut situiertes Leben weiterführen zu können. Dass dies ein folgenschwerer Trugschluss sein sollte, fand seinen dramatischen Höhepunkt am 10. November 1938 um 4 Uhr morgens in der Stoschstraße 1 in Kiel-Gaarden.

2 Prof. Detlef Garz: „Von den Nazis vertrieben - Autobiografische Zeugnisse von Emigrantinnen und Emigranten. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität aus dem Jahr 1939“, erschienen im Verlag Barbara Budrich, 366 Seiten, 39 Euro.

Das Projekt „Licht zeigen“

Im Vordergrund der jüdische Leuchter, dahinter die Nazi-Flaggen: **Das Foto aus dem Jahr 1932** hat die Frau des damaligen Kieler Rabbis, Rachel Posner, gemacht. Es zeigt den Blick aus ihrer Wohnung am Sophienblatt – mitten im Herzen von Kiel sah sie das Grauen des Dritten Reiches kommen.

Wie erinnern wir uns heute an den Holocaust? Was hat das mit uns, den Nachgeborenen

zu tun, mit unserer Stadt? Das ikonische Foto von Rachel Posner ist aufgeladen mit möglichen Antworten auf solche Fragen. In einem einzigartigen Projekt werden die **Gedenkstätte Yad Vashem** und die **Kieler Nachrichten** dieses Artefakt in seine Heimatstadt zurückholen, um neue Brücken zwischen dem Damals und dem Heute zu bauen. Im Zentrum des großen Themen- und Aktionspakets steht die Menora der Posners.



Detlef Garz schrieb ein Buch über den Alltag von Jüdinnen und Juden in der NS-Zeit FOTO: CAU

„Dieses Bild ist wohl ziemlich einmalig“

Die Macht eines Bildes kann enorm sein. Das weiß wohl kaum jemand besser als Professor Gerhard Paul. Im Interview spricht der Flensburger Historiker über das berühmte Foto, das die Frau des Kieler Rabbiners schon 1931 von ihrem Chanukka-Leuchter machte.

Herr Professor Paul, der Deutsche Freundeskreis Yad Vashem bemüht sich unter anderem in Kooperation mit den Kieler Nachrichten über ein berühmtes Foto dem Gedenken der jüdischen Minderheit in Schleswig-Holstein mehr Öffentlichkeit zu verschaffen. Wie ist Ihnen das Foto begegnet?

Prof. Gerhard Paul: Ich bin 1994 einem Ruf auf eine Professur in Flensburg gefolgt und hatte ein Projekt zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung Schleswig-Holsteins vorbereitet. Es hatte bis dato – abgesehen von kleinen lokalgeschichtlichen Veröffentlichungen – zum Judentum hier rein gar nichts gegeben. Das war ein finanziell gut ausgestattetes Forschungsprojekt, das ich erfolgreich bei der Volkswagen Stiftung beantragt hatte. Bei den Recherchen bin ich auf dieses Foto gestoßen – in einem Buch von 1984 eines Kölner Autors. Als Quelle war aber nur „Stadtmuseum Kiel“ angegeben. Mir erschien das Bild enorm aussagekräftig. Man sagt ja so schön: Etwas springt einem ins Auge ...

Bis heute: Alle sind sofort tief beeindruckt von dem Foto ... Ganz genau. Die Wirkung ist sofort da. Interessant ist: Zeitgenössisch konnte es zunächst noch keine Wirkung entfalten, weil das Bild im Spätherbst des Jahres 1931 ganz privat entstanden ist. Rosi Posner, die Frau des Kieler Rabbiners, die sich später in Palästina Rahel nannte, hat dieses Foto gemacht. Und die Familie dieses Geistlichen ist bereits im Juni 1933 emigriert. Es war eigentlich nicht für die Öffentlichkeit

bestimmt. Sie hat das für sich gemacht, um ihre persönlich empfundene Bedrohung zu visualisieren.

Das Bedürfnis, den fotografischen Nachweis einer Bedrohung zu führen, hat es also schon im Jahr 1931 gegeben. Eindeutig! Man kann das am Aufbau der Fotografie sehen. Die ganze Art der Inszenierung spricht dafür. Man weiß aber auch, was das für ein Gebäude im Hintergrund ist. Die Fotografin blickt durch das Fenster der Wohnung des Hauses Sophienblatt Nr. 60, das 1944 wie das Gegenüber einem Bombenangriff zum Opfer fiel. Dort wohnten seit 1925 der Rabbiner und seine Familie. Das Gebäude gegenüber ist die ehemalige Tonnhalle, ein großes Veranstaltungsgebäude mit großem Saal und Restaurationsbetrieb. Im dritten Stock hatte die NSDAP-Kreisleitung ihr Büro. Zu besonderen Anlässen wurde dort schon vor der Machtergreifung die Hakenkreuzfahne aufgehängt. Das Foto ist wohl im Dezember 1931 entstanden.

Wie ist es dann mit der Familie und dieser „Ikone“ weitergegangen?

Die Familie hat nur bis zum November des Folgejahres im Sophienblatt gewohnt. Weil sie sich von Nazi-Veranstaltungen im Sophienblatt bedroht fühlten, sind sie dann in die Jahnstraße umgezogen. Das wird aus Äußerungen des Rabbiners und entsprechenden Aufzeichnungen von Frau Posner deutlich. Die Situation hatte sich ab 1930/31 zugespitzt. Kiel hatte, das vergisst man



Auf den Spuren jüdischer Geschichte in Kiel: Professor Gerhard Paul vor dem Mahmal zum Gedenken an die Zerstörung der Synagoge in der Goethestraße/Ecke Humboldtstraße.

FOTO: ULF DAHL

Die Frau des Rabbiners zeigt Mut. Sie zeigt den Leuchter öffentlich sichtbar.

schnell, von den Städten zwischen 100 000 und 200 000 Einwohnern den höchsten Stimmenanteil der NSDAP. Und Schleswig-Holstein war ja ohnehin der absolute Hotspot der Nazis. Da hat es früh Veranstaltungen und Boykott-Aufrufe gegen Juden gegeben, auch Pressekampagnen der NS-Zeitung. Das alles hat sie veranlasst, so kann man vermuten, dieses Bild zu inszenieren.

Wie ordnen sie die Bildmächtigkeit ein?

Das Foto lebt vom Gegensatz. Es lebt davon, dass man keine platte Fotografie nur auf die Fahne macht, sondern dass der Betrachter die Perspektive der Fotografin teilen muss. Man schaut aus einem privaten Raum über den Chanukka-Leuchter auf die gegenüberliegende Straßenseite in den öffentlichen Raum. Für mich als Historiker, der sich viel mit Nazipropaganda und der Situation vor 1933 beschäftigt hat, passt das zum Schlagwort „symbolpublizistischer Bürgerkrieg“. Es tobte nicht unbedingt nur eine Art Bürgerkrieg auf den Straßen, der auch, sondern vor allem, dass man mit Fahnen und Transparenten seine Meinung nach außen zeigte. Selbst wenn dieses zunächst ein privates Statement blieb, gehört es doch in diese Kategorie. Es gibt ähnlich sprechende Aufnahmen, wenn auf der einen Straßenseite Hakenkreuz-Fahnen und auf der anderen kommunistische Fahnen mit Hammer und Sichel zu sehen sind. Die Frau des Rabbiners inszeniert den Chanukka-Leuchter, den man eigentlich zum Lichterfest in die Eingangs-

tür stellt, auf der Fensterbank. Und was ich bemerkenswert finde: Sie präsentiert ihn öffentlich sichtbar, ohne ihn hinter einer Gardine zu verstecken. Sie demonstriert Mut, den Leuchter dort in einer Phase hinzustellen, in der von subjektiver und objektiver Bedrohung auszugehen ist.

Außerdem gibt es auf dem Originalabzug eine Notiz ...

Damit kommt das Bemerkenswerteste: Auf den postkartengroßen Fotoabzug, den ich Ende der 90er Jahre in Haifa bei ihrer in Kiel geborenen Tochter gesehen habe, steht auf der Rückseite „Juda verrecke!“, die Fahne spricht! „Juda lebt ewig!“ – erwidert das Licht!“ Aus diesem Vierzeiler, den sie schreibt, realisiert man die Intention, die sie hatte.

Wie ernst die jüdischen Mitbürger die Bedrohungslage genommen haben, darüber gibt es ja ganz unterschiedliche Einschätzungen ...

Allerdings. Das zeigt sich gerade in dieser Familie. Der Rabbiner schien weit weniger alarmiert als seine Frau. Der Rabbiner war offenbar ein sehr orthodoxer Mann, was Religionsfragen, aber auch auf der anderen kommunistische Fahnen mit Hammer und Sichel zu sehen sind. Die Frau des Rabbiners inszeniert den Chanukka-Leuchter, den man eigentlich zum Lichterfest in die Eingangs-

schichte, daran müsse man sich gewöhnen. Wie viele andere Juden hat er gesagt und gedacht: Das wird alles schon nicht so schlimm kommen. Das sei jetzt eben die nationale Revolution und werde sich mit der Zeit erledigen ...

Doch seine Frau ließ nicht locker ...

Sie scheint das anders gesehen zu haben – wie der Vierzeiler auf der Fotorückseite zeigt. Der Rabbiner realisiert die Gefahr erst, als die „Einschläge“ immer näher kommen: Beispielsweise gibt es im April 1933 den ersten Mord an einem Kieler Juden, dem Rechtsanwalt Wilhelm Spiegel, der von SA- oder SS-Leuten erschossen wird. Wenige Tage später stirbt der jüdische Anwalt Friedrich Schumm, den Posner vor den Toren Westerrönfelds bestattet, weil das in Kiel bereits zu gefährlich geworden wäre. Am ersten April kommt es außerdem zum ersten reichsweiten Judenboykott, wo in jüdischen Geschäften nicht mehr eingekauft werden sollte.

Hat es denn unmittelbare Auswirkungen auf die Rabbiner-Familie gegeben?

Zu dieser Zeit erhöhte sich der wirtschaftliche Druck enorm: Die jüdischen Gemeinden waren vom Staat in der Weimarer Republik gefördert worden. Seine Stelle als Rabbiner ist also zum Teil auch aus Staatsmitteln finanziert worden. Und diese Mittel wurden gestrichen. Die Gemeinde kann entsprechend den Rabbiner mit seinen drei kleinen Kindern nicht mehr bezahlen. Ihm wird gekündigt. Das sind die beiden zentralen Punkte:



1931 fotografierte Rosi Posner, die Frau des damaligen Kieler Rabbiners, über den Chanukka-Leuchter auf die gegenüberliegende Straßenseite – und dokumentierte so den aufziehenden Nazi-Terror.

FOTO: RAHEL POSNER/YAD VASHEM

Die objektive Bedrohungslage mit den vorausahnenden Ängsten seiner Frau und die Kündigungssituation führen dann dazu, dass er als orthodoxer Jude früh emigriert. Das sieht man gerade bei orthodoxen Juden so in aller Regel nicht.

Wie ist das zu erklären?

Posner ist Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen und war ein deutschnationaler Mann. Gerade diese Juden konnten sich oft erst spät zur Entscheidung durchringen, Deutschland zu verlassen. Die zionistischen Juden, die meist die jüngeren, die fortschrittlicheren waren, eher vielleicht die linken, sind eher früh emigriert. Von daher war Posners Schritt eher ungewöhnlich.

lich Briefe von Frau Posner gelesen, die zwar die große jüdische Gemeinde in Antwerpen beschreibt, aber auch, wie unwohl sie sich dort fühlten. 1934 sind sie dann doch nach Palästina gegangen.

Die Emigration aus der Jahnstraße war keine Nacht- und Nebelaktion, sondern ein offizieller Vorgang?

Ja. Es gibt im Kieler Stadtarchiv die Akten mit dem großen roten Strich durch die fünf Namen. Das war 1933 noch in keiner Weise schwierig. Erst später musste man Angaben zur finanziellen Situation der Familie machen, ein Fluchtgeld bezahlen. Das sah die Bürokratie kurz nach der Machtergreifung noch nicht vor.

Sie haben das Foto als eine Art private Version des symbolpublizistischen Bürgerkriegs bezeichnet. Gibt es Vergleichbares?

Aus der jüdischen Gemeinde heraus kenne ich kein vergleichbares Bild. Das ist wohl schon ziemlich einmalig. Es gibt Material von Pressefotografen. Aber nie steht ein Symbol jüdischen Lebens wie der Chanukka-Leuchter dem Hakenkreuz so deutlich entgegen. Da gehört auch eine Portion Intelligenz dazu, so auf diese Bildformel zu reduzieren. Das als bare Münze zu nehmen, was gefördert wurde, nämlich Deutschland von Juden frei zu machen, das haben die deutschnationalen Juden selber nicht sehen können und nicht sehen wollen. Sie aber hatte die Intelligenz und die Fantasie, das in einem inszenierten Bild zu verdichten.

Wie lief die weitere Geschichte von Foto und Leuchter?

Als sie im Juni 1933 nach Antwerpen emigriert ist, hatte die Familie den Leuchter, den Apparat und die Fotografie dabei. Als ich im Rahmen des Forschungsprojekts 1997 nach Israel reiste, hatte ich die Adresse der noch lebenden Tochter in Haifa ermitteln können. Und dann habe ich die alte Dame dort besucht. Bis dato wusste ich nicht, wer das Foto gemacht hatte. Und ich wurde davon überrascht, dass es im großen Abzug über dem Sofa im Wohnzimmer hing. Und dann erzählte sie: „Das hat meine Mutter gemacht. Und wir haben es mitgenommen, weil es eine so wichtige Bedeutung für unsere Familie gehabt hat.“ Zusätzlich holte sie den Originalabzug mit dem bislang unbekanntem Vierzeiler heraus.

Im Kieler Stadtarchiv wird also eine Reproduktion aufbewahrt.

Ja, weil es 1944 eine breite „Woche der Brüderlichkeit“ gegeben hatte, deren Auftaktveranstaltung in Kiel stattfand. In der Ausstellung „Jüdisches Leben in Kiel“ tauchte das Foto auf, weil das Stadtmuseum mit der Rabbiner-Familie Kon-

Experte für „visual history“: Der Historiker Prof. Gerhard Paul

Prof. Gerhard Paul lehrte von 1994 bis 2016 Geschichte und ihre Didaktik an der Universität Flensburg. Er gilt als Experte für „visual history“. 1951 in Hessen geboren, konzipierte und leitete er von 1996 bis 2000 das Forschungsprojekt „Sozialge-

schichte des Terrors“ an der Universität Flensburg. 2020 erschien sein Buch „Bilder einer Diktatur: Zur Visual History des ‚Dritten Reiches‘“, in dem er die Bilderwelt des Nationalsozialismus nicht nur interpretiert, sondern auch nach ihren Produktions- und

Rezeptionsbedingungen einordnet. 1998 gab er Bettina Goldbergs Forschungsarbeit „Menora und Hakenkreuz. Zur Geschichte der Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck und Altona (1918-1998)“ im Wachholtz Verlag Neumünster heraus.

Interview: Christian Strehk

Wir laden Sie ein: Zeigen Sie Licht!

Kiel ist eine weltoffene Stadt – als 2015 die Flüchtlingskrise Deutschland prägte, hat die Landeshauptstadt mit der von den Kieler Nachrichten initiierten Kampagne „Refugees welcome“ bundesweit Aufsehen erregt. Jetzt geht es erneut um ein machtvolles Zeichen: Mit der Aktion „Licht zeigen“ sollen sich möglichst viele Menschen in Kiel und darüber hinaus gegen Hass und Ausgrenzung wenden. Gemeinsam mit dem Freundeskreis der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem haben die KN das Projekt entwickelt, in dessen Zentrum der Chanukka-Leuchter der Familie Posner steht. Als Rahel Posner, Ehefrau des letzten Kieler Rabbiners vor dem Zweiten Welt-

krieg, 1931 ihren Chanukka-Leuchter gut sichtbar auf der Fensterbank ihrer Wohnung am Sophienblatt platzierte, setzte sie ein mutiges Zeichen: gegen Unterdrückung und Ausgrenzung, für Freiheit und Frieden.

LICHT ZEIGEN

Auf dem Foto, das sie von diesem Leuchter machte, sind im Hintergrund am Gebäude gegenüber schon die Flaggen der Nazis zu sehen. Foto und Leuchter wurden später weltberühmt, inzwischen sind sie in Yad Vashem in Jerusalem zu sehen.

Das Foto des Leuchters ist zum Symbol des stillen Widerstands gegen ein mörderisches Regime geworden. In Kiel und weit darüber hinaus soll es jetzt zum sichtbaren Zeichen gegen das Vergessen und gegen die Blindheit für neue bedrohliche Signale werden. In einer Ausgabe der Kieler Nachrichten in der zweiten Januar-Hälfte wird das Foto beiliegen – darauf ein selbstklebender Sticker, der nur den Leuchter zeigt.

Sie alle sind eingeladen, dieses Symbol gut sichtbar an einen geeigneten Ort zu kleben und damit Teil der Aktion „Licht zeigen“ zu werden – damit niemand vergisst, was passiert sein kann, wenn das Licht dem Dunkel weicht.

takt aufgenommen hatte und daraufhin etwa 20 Foto-Reproduktionen erhielt. Das heute berühmte Foto wurde damals in der Ausstellung aber noch nicht kontextualisiert und detailliert ausgewiesen. Die Qualität des Fotos hatte man derzeit noch nicht erkannt.

Wie kam es zur weltweiten Verbreitung und Bedeutung? Ausgehend von dieser Kieler Ausstellung ist das Bild dann – mit oder eher wohl ohne Wissen der Familie – an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin, aber auch an kommerzielle Bildagenturen, nach London sowie an das Holocaust Memorial Museum in Washington und verschiedene weitere Museen gegangen. Und dann zeigt sich ein typischer Vorgang bei Ikonen der Zeitgeschichte: Wenn ein Bild einmal reproduziert ist und in die Welt geht, wird es für die unterschiedlichsten Zwecke genutzt. Das heißt, der Entstehungskontext, den man ja selbst in Kiel nicht mehr so richtig wusste, spielt gar keine Rolle mehr. Das Bild bekommt ja seine besondere Bedeutung eigentlich dadurch, dass es bereits 1931 gemacht wurde. Jetzt taucht es aber zur Illustration von Artikeln zur Reichskristallnacht 1938 auf oder als Symbolbild für die nationalsozialistische Judenverfolgung ganz allgemein. Vor drei oder vier Jahren stand es groß in der „New York Times“ – als Symbol für freie Religionsausübung generell. Das hatte mit dem Ursprungskontext gar nichts mehr zu tun.

Dabei ist der eigentlich viel spannender. Unbedingt. Aber im Internet findet es sich vor allem im deutsch- und englischsprachigen Raum mehrere Hundert Mal in ganz unter-

schiedlichen Zusammenhängen. Da kann man sogar verfolgen, wie sich die Bedeutungsebenen von Jahr zu Jahr ändern. Es ist schön und richtig, dass das Foto jetzt sozusagen nach Kiel zurückkehrt und in einen lokalgeschichtlichen Kontext eingebunden wird.

Ist Ihnen das Foto auch schon mal auf der falschen Seite, also in der rechten oder gar rechtsradikalen Ecke, begegnet?

Nein. Und das ist seine große Stärke. Man kann es gar nicht anders verwenden. Man nimmt diesen Blick ein, man muss sich mit der Sichtweise der Fotografin unweigerlich identifizieren. Das Bild sperrt sich gegen einen rechtsgerichteten Missbrauch.

Ihr Buch zum jüdischen Leben in Schleswig-Holstein haben Sie 1999 in Tel Aviv vorgestellt. Was gab es für Reaktionen?

Da waren alle noch lebenden Juden aus Schleswig-Holstein eingeladen. Etlliche kamen tatsächlich aus ganz Is-

Es ist schön und richtig, dass das Foto jetzt sozusagen nach Kiel zurückkehrt und in einen lokalgeschichtlichen Kontext eingebunden wird.

rael, oft zusammen mit ihren Kindern. Viele alte Herren und eine jüngere Dame. Als ich referierte, zog sie den Leuchter aus einer Plastiktüte und stellte ihn vor mich auf den Tisch. Ein ungeheuer schöner Moment, wenn man vorher lange darüber geforscht hat ... 1999 war er also noch in der Familie. Die Enkelkinder haben ihn dann als Dauerleihgabe nach Yad Vashem gegeben. Jedes Jahr

Was war darüber hinaus der wissenschaftliche Ertrag des Buch-Projekts?

Durch ihre Recherchen ist es gelungen, fast alle Angehörigen der jüdischen Minderheit in Kiel namentlich zu identifizieren und deren Lebenswege zu verfolgen. Frau Goldbergs Buch enthält heute die dichteste Beschreibung und Analyse des jüdischen Lebens in Kiel vor und während des Dritten Reiches. Von daher hat es mich schon überrascht, dass man sie bei der Neubesetzung der Leitungsstelle im Jüdischen Museum in Rendsburg vor einigen Jahren noch nicht einmal zu einer Vorstellung eingeladen hat.



Professor Gerhard Paul im Interview mit KNU-Redakteur Christian Strehk.

FOTO: ULF DAHL

Auf der anderen Seite

Hier der Chanukka-Leuchter, drüben die Nazi-Flagge: Doch was spielte sich Ende 1931 im Gebäude gegenüber dem Haus des Rabbiners ab – und wer hatte bei der NSDAP in Kiel das Sagen? Eine Geschichte über Chaos, Intrigen und Machtkämpfe – sowie den Aufstieg und Fall des damaligen Kreisleiters Reinhard Sunkel.

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL. Drüben, auf der anderen Straßenseite, regiert das Chaos. Zehn verschiedene Kreisleiter haben binnen vier Jahren versucht, die NSDAP in Kiel zu führen, die Splitterpartei zusammenzuhalten und interne Machtkämpfe zu unterbinden. Sie alle scheitern – und müssen ihren Platz im Gebäude Sophienblatt 35 räumen. Es ist das Jahr 1931, als erstmals Stabilität in die Kreisgeschäftsstelle einzieht: Mit Reinhard Sunkel übernimmt ein Mann die führende Position für Kiel, Eckernförde und Bordesholm, der in der Fördestadt zu dieser Zeit bestens bekannt ist. Intern für seinen Einfluss, seine Verdienste als Studentenfunktionär an der Christian-Albrechts-Universität (CAU), aber auch für seine Radikalität. Jenseits der Partei für seine Eskapaden etwa in einem Nachtclub, die Teilnahme am Hitlerputsch und seine mutmaßliche Beteiligung an zwei Tränengas-Angriffen, allesamt Taten, für die er vor Gericht landete.

Im selben Jahr, in dem Sunkel Kreisleiter wird, macht eine Frau, 31-jährig wie er, mit ihrer Kleinbildkamera ein mutiges Foto. Rosi Posner, die Frau des letzten Kieler Rabbiners vor dem Holocaust, stellt im Dezember 1931 ihren Chanukka-Leuch-

ter auf das Fensterbrett ihrer Wohnung, Sophienblatt 60, und drückt ab. Im Hintergrund ist die Kreisgeschäftsstelle zu sehen, an dem Gebäude hängt übergroß die Nazi-Flagge.

Dieses Foto, das heute, 90 Jahre später, weltberühmt ist, steht im Zentrum des Projekts „Licht zeigen“, der Aktion des Freundeskreises von Yad Vashem und der Kieler Nachrichten. Bislang haben wir über die Opfer und ihre Nachfahren berichtet, den Leuchter als Artefakt und die aktuelle Situation der Juden in Kiel. Doch was spielte sich damals auf der anderen Seite der Straße ab, im dritten Stock der ehemaligen Tonhalle? Wer hatte das Sagen? Und wer waren die Männer, die Familie Posner in Angst versetzten und sie letztlich aus ihrer Heimat vertrieben?

Sunkel kam nach Kiel, um nationalsozialistische Strukturen aufzubauen

Diese Fragen kann am besten Martin Göllnitz beantworten. Der wissenschaftliche Mitarbeiter der Universität Marburg hat vor vier Jahren seine Dissertation an der CAU über die NS-Studentenbewegung in Kiel verfasst, ein fesselndes Stück Kieler Zeitgeschichte auf mehr als 600 Seiten. Es ist eine der wenigen Arbeiten, die sich mit den Akteuren in dieser Frühphase beschäftigen. Eine zentrale Rolle nimmt darin Reinhard Sunkel ein, „ein politischer Abenteurer“, so Göllnitz. Seine Doktorarbeit erzählt vom Aufstieg und Fall dieses Mannes, der nur nach Kiel kam, um Strukturen aufzubauen, die es bis dahin in der damaligen Provinz Schleswig-Holstein kaum gab.

Es ist Ende 1925, das Wintersemester steht bevor, als sich Sunkel an der CAU für Germanistik, Geschichte und Philosophie einschreibt. Ob dort jemand seine Vita kannte? Der Sohn eines Generals der Infanterie, geboren im Februar 1900 in Mainz, bringt seine Schulzeit auf Kadettenschulen, zuletzt in Berlin-Lichterfelde. „Ein national-konservatives Milieu“, erläutert Göllnitz. Sunkel habe dieses Gedankengut schon mit zehn Jahren „den ganzen Tag aufgesaugt“. Der Junge wird in seiner Schul-

zeit von Soldaten und Offizieren für den Krieg ausgebildet, der dann auch beginnt, als Sunkel 14 Jahre alt ist. Er ist zu jung, um selbst an der Front zu kämpfen – einen Mangel, so sieht das Sunkel selbst, den er mit seinem Schulfreund Joachim Haupt gemein hat. „Für die beiden endet der Krieg 1918 nicht, er wird nur auf andere Weise fortgesetzt“, erklärt Göllnitz.

Reinhard Sunkel quittiert seine Schullaufbahn, tritt mit 19 Jahren dem Landjägerskorps Maercker bei, einer paramilitärischen Gruppe, und nimmt als Maschinengewehr-Schütze an Straßenkämpfen in Berlin, Erfurt und Halle teil. „Im Januar 1919, in den Anfängen der Weimarer Republik, herrschten bürgerkriegsähnliche Zustände in Teilen Deutschlands. Für Menschen wie Sunkel, aber auch die vielen desillusionierten Soldaten bedrohte der Bolschewismus nach der Auflösung der deutschen Armee das Deutsche Reich“, stellt Göllnitz fest.

Ein Jahr später holt Sunkel sein Abitur nach. 1922 tritt er der NSDAP bei und beteiligt sich im folgenden Jahr zusammen mit seinem Kumpan Haupt am Hitler-Putsch in München. Die Partei wird daraufhin verboten, Sunkel zu einer Haftstrafe verurteilt, die er aber nie antreten muss. Die Gerichte, so Göllnitz, seien damals auf dem rechten Auge blind gewesen, „sie sind viel zu milde mit den Tätern politischer Straftaten umgegangen“. Auch deshalb bleibt deren Engagement für den Nationalsozialismus ungebrochen.

Als der eine Rabbiner in Kiel wird, gründet der andere den NSDAP-Gau

Nach einem gescheiterten Studium der Rechtswissenschaft schlägt es Sunkel und Haupt schließlich 1925

nach Kiel. Im selben Jahr heiratet Arthur Posner, der ein Jahr zuvor eine Anstellung als Rabbiner an der Kieler Synagoge und als Religionslehrer an Simultanschulen in Kiel erhielt, die Fremdsprachenassistentin Rosi Rachel Posner. Während das frisch vermählte Paar einen Chanukka-Leuchter aus Messing kauft, gründet Reinhard Sunkel im März 1925 den NSDAP-Gau Schleswig-Holstein mit Hinrich Lohse, später ein wichtiger Fürsprecher Sunkels, wird zum Gauleiter ernannt.

Doch das reicht Sunkel nicht: Er will die Kieler Studentenschaft für die NS-Bewegung gewinnen. Im Februar 1927 gründet er mit Haupt den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB), ein zunächst kleiner Kreis aktiver Mitstreiter. Im Dezember machen die beiden und zwei weitere Funktionäre dann erstmals im Norden Schlagzeilen: Im Kieler Varieté „Valencia“ protestieren sie gegen den Auftritt der französischen Nackttänzerin Gabrielle Bonnet, sie johlen, trampeln, zischen – und werfen ein Weinglas auf die Bühne. Sunkel und Co. müssen sich dafür „wegen groben Unfugs“ vor dem Kieler Amtsgericht verantworten, das sie zu einem geringen Bußgeld verurteilt.

Für Joachim Haupt, der Hitler Jahre zuvor sogar im Gefängnis in Landsberg besucht hat, hat der Vorfall im Varieté dennoch Folgen: Der Oberpräsident der Schleswig-holsteinischen Provinz droht Haupt, der – eingebettet in sein Studium – im ersten Jahr als Studienreferendar am Staatlichen Gymnasium Kiel tätig ist, mit dem Ausschluss vom Schuldienst und bezeichnete ihn „als nationalsozialistischen Fanatiker nicht gerade vornehmster Art“. Studentenfürer Haupt tritt deshalb von allen Ämtern



Was spielte sich auf der anderen Seite der Rabbi-Wohnung im Dezember 1931 ab? Dort, in der ehemaligen Tonhalle, befand sich das Büro der Kieler NSDAP-Kreisgeschäftsstelle.

FOTO: YAD VASHEM

Sophienblatt 60, Wohnung der Familie Posner

Sophienblatt

zurück – zieht aber hinter den Kulissen weiter Strippen. „Das Engagement in einer mitgliederschwachen Splitterpartei“, schreibt Göllnitz, „verspricht Ende der 20er-Jahre keine Vorteile für die Karriere.“

Der Aufstieg der NSDAP in Schleswig-Holstein ist auch Sunkels Verdienst

Sunkel hingegen studiert, rekrutiert und rebelliert weiter. Er, der Wortführer eines radikal-sachlichen Flügels der studentischen NS-Bewegung, gewinnt mehr und mehr Anhänger. Auch beim Aufbau, der Mitgliederwerbung und Organisation von Orts- und Kreisstrukturen des NS-Schülerbundes, der Hitlerjugend und der NSDAP war Sunkel neben Willi Ziegenbein und Georg Hempel in diesen Jahren fast allein

verantwortlich. Der NSDStB in Kiel gehört 1931 zudem zu den stärksten Deutschlands.

Sunkels Anteil am Aufstieg der Kieler NS-Bewegung erkennen auch die Parteiobereen an: Sie machen ihn zum Ortsgruppenleiter der NSDAP in Kiel sowie zu deren Kreisleiter. Sunkel bricht daraufhin seine Promotion ab.

Rabbi Arthur Posner spürt zu dieser Zeit schon deutlich den aufkommenden Antisemitismus. In der von ihm gegründeten Sonntagsschule lehrt er Jugendliche Landeskunde, Hebräisch und Religion. Auch tritt er immer wieder öffentlich gegen Judenhass auf, als Autor zahlreicher Bücher und Schriften sowie als Redner. Doch das Gefühl der direkten Bedrohung nimmt erst 1931 rasant zu, ein Jahr nachdem die NSDAP bei den Reichstagswahlen 22 Prozent der Stimmen holt.



Juni 1933: Akiba und Rahel Posner verlassen mit ihren drei Kindern ihre Heimat Kiel. Die jüdische Gemeinde begleitete ihren Rabbiner zum Bahnhof – und machte ein Erinnerungsfoto.

FOTO: PRIVAT

Harmstraße



Rahel Posner war nicht nur eine gebildete, sondern zudem eine sehr elegante Frau. Das zeigt dieses Foto, das sich im Archiv der Familie Mansbach befindet.

RUTH UR/YAD VASHEM



Sunkels Werk: Eine Studentin steht 1930 vor Propaganda- und Veranstaltungspunkten des Kieler Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, den Reinhard Sunkel mitgründete.

FOTO: N.N./PRIVAT-SAMMLUNG

Im Licht der Erinnerung

Am kommenden Montag ist es so weit: In jedem gedruckten Exemplar der Kieler Nachrichten und der Segeberger Zeitung liegt ein Din-A-4-großer Aufkleber bei – er zeigt den Chanukka-Leuchter der Familie Posner, das zentrale Symbol der Aktion „Licht zeigen“. Gemeinsam mit dem Freundeskreis der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem haben die KN das Projekt entwickelt. Rahel Posner, Ehefrau des letzten Kieler Rabbinen vor dem Zweiten Weltkrieg, fotografierte 1931 den Leuchter auf der Fensterbank ihrer Wohnung am Sophienblatt. Im Gebäude auf der anderen Straßenseite arbeitete die NSDAP-Kreiszentrale bereits daran, Kiels jüdische Bürger aus der Stadt zu jagen.

Das Foto des Leuchters ist zum Symbol des stillen Widerstands gegen ein mörderisches Regime geworden. In Kiel und weit darüber hinaus soll es jetzt zum Zeichen gegen das Vergessen und gegen die Blindheit für neue bedrohliche Signale werden. Kleben Sie dieses Symbol gut sichtbar an einen geeigneten Ort und werden Sie Teil der Aktion „Licht zeigen“.

LICHT ZEIGEN

In einem Podiumsgespräch diskutieren Kiels Oberbürgermeister Ulf Kämpfer (SPD), KN-Chefredakteurin Stefanie Gollasch und Kai Diekmann, Vorsitzender des Freundeskreises Yad Vashem, am Mittwoch, 19. Januar, über die Frage, warum das Erinnern an gestern so wichtig ist für das Morgen einer deutschen Stadt. Die Veranstaltung beginnt um 18 Uhr und ist als Livestream unter https://youtu.be/sFVZwo_XSdK zu verfolgen. Moderiert wird der Talk von David Ermes, Sprecher des schleswig-holsteinischen Bildungsministeriums.

Sophienblatt

Sophienblatt 35, NSDAP Kreisgeschäftsstelle



Reinhard Sunkel war eine der prägenden Personen beim Aufbau der nationalsozialistischen Strukturen in Kiel. Im Jahr 1931 wurde er Ortsgruppen- und Kreisleiter der NSDAP.

FOTO: YAD VASHEM

Ben vier SS-Männer in Zivil das Reizgas in den Saal. Außer ihnen werden wenige Tage später auch sechs Funktionäre verhaftet, darunter Reinhard Sunkel. Doch aufgrund des Mangels an Beweisen wird er später freigesprochen.

Und selbst Eichhoff, der überführte, erst 19 Jahre alte Attentäter, wird im Dezember 1931 lediglich zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat verurteilt. Die Entscheidung verunsichert das bürgerliche Milieu, allen voran die jüdische Gemeinde. Hinzu kommt, dass es in Kiel schon sehr früh Veranstaltungen und Boykott-Aufrufe gegen Juden gibt, auch Pressekampagnen der NS-Zeitung. Genau jetzt findet das Chanukkafest statt. Die meisten Jüdinnen und Juden ziehen längst die Vorhänge zu, wenn sie die Kerzen auf ihren Leuchtern entzünden – aus Angst vor Übergriffen. Rosi Posner tut das nicht. Trotz der direkten Nähe zur NSDAP im Haus gegenüber bringt sie 1931 den Mut auf, die Vorhänge geöffnet zu lassen. Auf die Rückseite des Fotos schreibt sie später: „Juda verrecke“, die Fahne spricht, „Juda lebt ewig“, erwidert das Licht.

1932 erreicht die NSDAP in Kiel über 46 Prozent der Stimmen, der höchste Anteil aller deutschen Städte zwischen 100 000 und 200 000 Einwohnern. Sunkel wird preußischer Landtagsabgeordneter, sein Amt als Kreisleiter übernimmt Walter Behrens, der kurz darauf Kiels Oberbürgermeister wird und erst bei Kriegsende die Stadt an die Engländer übergibt.

Im April 1933 wird der erste Kieler Jude ermordet, der Rechtsanwalt Wilhelm Spiegel. Wenige Tage später wird auch der jüdische Anwalt Friedrich Schumm erschossen, den Rabbiner Posner vor

den Toren Westerrönfelds bestattet. In Kiel ist dies bereits zu gefährlich. Zur gleichen Zeit gibt es den ersten reichsweiten Judenboykott, wonach in jüdischen Geschäften nicht mehr eingekauft werden sollte.

Mit einem Suizid endet Reinhard Sunkels Leben

Die Familie Posner emigriert im Juni 1933 zunächst nach Belgien und später nach Jerusalem. Rosi Posner, die sich in Israel Rahel nennt, veröffentlicht ihr Foto in einer jüdischen Zeitung, als Zeichen des Widerstands. Erst Jahrzehnte später wird es weltbekannt und ist heute zusammen mit dem Leuchter in der Gedenkstätte Yad Vashem zu sehen.

Joachim Haupt wird 1931 endgültig aus dem Schuldienst entlassen, wegen seiner „nationalsozialistischen Umtriebe“, wie es offiziell heißt. Später arbeitet er als Inspekteur im Reichserziehungsministerium.

Die Kreisgeschäftsstelle der NSDAP im Sophienblatt 35 wird 1944 ebenso von Bombenangriffen zerstört

wie das Haus mit der Nummer 60, in dem die Familie Posner mit ihren drei Kindern lebte.

Und Reinhard Sunkel? Dem gelingt nach der Machtergreifung eine beispiellose Karriere: Trotz fehlender Verwaltungserfahrung klettert er in der Hierarchie des Reichserziehungsministeriums Stufe für Stufe höher, bis er im August 1934 sogar das Ministeramt leitet, als persönlicher Adjutant des Ministers Bernhard Rust. Drei Jahre später, ihm ist gerade das Kuratoramt der Universität Berlin zugesagt worden, stürzt er allerdings über eine angeblich jüdische Urgroßmutter. Zwar ist das eine Lüge, eine parteiinterne Intrige, typisch für das Spiel dieser Zeit. Doch Hitler persönlich nimmt das für bare Münze und versetzt den 37-jährigen Sunkel in den einstweiligen Ruhestand.

Am 8. Mai 1945, als die deutsche Wehrmacht endgültig kapituliert und der Zweite Weltkrieg in Europa endet, begeht Sunkel in Lettland Suizid, als einziger Angehöriger der Kieler Studentenfunktionäre.

Kiel und die Nazis – ein weitgehend unerforschtes Feld

Martin Göllnitz, in Schleswig geboren, studierte an der Kieler Universität Geschichte und Deutsch auf Lehramt. Für seine Doktorarbeit „Der Student als Führer?“ nahm er 2017 die Anfänge der NS-Studentenbewegung an der CAU in den Blick. Heute arbeitet der 39-Jährige als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Marburg. Was erstaunt: **Zu den Jahren**



1925 bis 1932 liegen über die Situation in Kiel nur wenige Forschungsarbeiten vor. Vor allem Bildmaterial gibt es kaum: Das Stadtarchiv in Kiel kann nur auf ein einziges Foto zurückgreifen, was auch Leiter Johannes Rosenplänter bedauert. In einem Bildband des einstigen Kieler Stadtarchiv-Leiters Jürgen Jensen („Kiel im Zeitalter der Weltkriege: Fotografierte Stadt- und Zeitgeschichte 1914 bis 1955“)

lassen sich immerhin drei Fotos finden.

„In Kiel gibt es noch viel Potenzial für weitere Forschung zum Nationalsozialismus“, findet Göllnitz. So sei etwa die Mitgliederstruktur unterhalb der Funktionärschicht noch wenig ausgeleuchtet. Wer waren die „normalen“ Nationalsozialisten und wie viele gehörten zur Kieler NSDAP vor der Machtergreifung? Und: Wer waren die Frauen, die sich trotz frauenfeindlicher Politik für den Nationalsozialismus stark machten – und was motivierte sie?

Für diese Bedrohung ist auch Reinhard Sunkel verantwortlich. Am 27. Juni 1931 kommt es auf dem Gelände der CAU zum Eklat, der die Grenze zur Radikalität endgültig durchbrechen sollte. Bei der Einweihung des Ehrenmals für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges hält sich der damalige Studentenbündführer Wilhelm Köhne nicht ans Protokoll und beendet seine Rede nach der Kranzniederlegung mit Heil-Rufen. Aus dem Publikum wird daraufhin mit „Deutschland erwache“ erwidert, Zeugen wollen auch „Jude verrecke“ vernommen haben. Sunkel heizt den Konflikt, der in der regionalen Presse kontrovers diskutiert wird, mit der Behauptung an, dem sei eine Provokation der Freien Turnerschaft vorausgegangen. Dies kann allerdings widerlegt

werden. Nur drei Tage später kommt es in Kiel zum Tränengas-Angriff auf den Völkerrechtler Walther Schücking, der zu der Zeit der einzige Deutsche unter den Richtern am Ständigen Internationalen Gerichtshof in Den Haag war.

Zwei Tränengas-Angriffe in Kiel binnen fünf Tagen sorgen für Schlagzeilen

Während eines Vortragsabends des Demokratischen Studentenbundes wirft der Medizinstudent und NSDStB-Angehörige Hans Joachim Eichhoff einen Knallkörper durch die Tür der Seeburg-Mensa. Wiederrum fünf Tage später ereignet sich in Kiel der nächste Tränengas-Angriff: Während der Filmvorführung „Im Westen nichts Neues“ im Kieler Kapitol-Lichtspielgie-



„... weil das Kochen für mich auch bedeutet, anderen Kulturen und Religionen mit Offenheit und Neugier zu begegnen. Das Essen verbindet alle Menschen auf der Welt. Und man lernt sie deshalb auch durch ihre Küche kennen.“
 Mathias Apelt, Koch und Betreiber des Restaurants Flygge an der Kiellinie



„... weil der Chanukkah-Leuchter ein starkes Symbol für Toleranz und die Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben aller Kulturen ist. Ein tolles Kieler Projekt, das hoffentlich Nachahmer findet!“
 Viktor Szilagyi, Geschäftsführer des THW Kiel

„... weil wir heute nur erahnen können, welchen Mut Familie Posner für diese stille Geste aufgebracht hat. Sie haben sich ins Licht gewagt. Von diesem inspirierenden Beispiel können wir lernen.“
 Simone Fulda, Präsidentin der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel



„... weil unsere Zeit dringend Licht braucht. Licht, das die sich rasant entwickelnde gesellschaftliche Dunkelheit vertreibt: zum Beispiel Antisemitismus, Rassismus, Frauenfeindlichkeit, Querdenkertum, materielle Ungerechtigkeit, Kinder- und Altersarmut.“
 Hans-Werner Tovar, Stadtpräsident in Kiel

„... weil das Projekt uns allen wie ein Leuchtturm den richtigen Kurs aus der Finsternis weist. Ich bin stolz, Teil dieser vorbildlichen Kampagne gegen Hass, Ausgrenzung und Verfolgung sein zu dürfen, und hoffe, dass viele Menschen mitmachen.“
 Alexander Blazek, Vorsitzender von Haus & Grund Schleswig-Holstein



Aktion „Licht zeigen“: Wir sind dabei ...

Viele bekannte Kielerinnen und Kieler machen mit: Mit dem Symbol des Chanukkah-Leuchters der Kieler Rabbi-Familie Posner setzen sie ein kraftvolles Statement gegen Hass und Ausgrenzung. Auch Sie können ab Montag Teil des Projekts werden.

VON STEFANIE GOLLASCH

KIEL. Am Montag bekommen alle Schulen in Schleswig-Holstein Post von der Chefin. Im Umschlag wird ein Schreiben von Bildungsministerin Karin Prien (CDU) stecken – und eine Din-A-4-große Folie. Auf der Vorderseite ist eine 90 Jahre alte Schwarz-Weiß-Aufnahme eines Chanukkah-Leuchters zu sehen, der auf einer Fensterbank steht. Draußen auf der anderen Straßenseite hängt von der Gebäudefassade eine Hakenkreuzflagge. Der Leuchter lässt sich aus diesem Bild herauslösen und ans Fenster kleben – und Karin Prien wünscht sich, dass möglichst viele Schulen mitmachen bei dieser Aktion mit dem Titel „Licht zeigen“.

Gemeinsam mit dem Freundeskreis Yad Vashem haben die Kieler Nachrichten und die Segeberger Zeitung das Projekt rund um den Leuchter der Familie Posner initiiert. Er ist gemeinsam mit dem Foto eines der Artefakte in der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel, aber seine Geschichte beginnt in Kiel. Rosi Posner, Ehefrau des letzten Kieler Rabbinen vor dem Zweiten Weltkrieg, sah offenbar als eine der Ersten die Zeichen des nahenden Grauens.

1931 platziert sie ihren Chanukkah-Leuchter so auf ihrer Fensterbank, dass im Hintergrund an der Gebäudefassade gegenüber die übergroße Hakenkreuzflagge sichtbar ist. Das Foto, das sie von diesem Anblick macht und später veröffentlicht, steht für den stillen, mutigen Widerstand von jemandem, der erkennt: Etwas Schreckliches steht bevor, und wir müssen jetzt handeln, wenn wir es noch verhindern wollen.

Gemeinsam mit Ihnen, den Menschen in unserer Region, wollen wir an möglichst vielen Orten den Leuchter der Posners zeigen, das Symbol des Widerstands gegen Hass und Gewalt, und stellen uns damit hinter den Sieg des Lichts über die Dunkelheit. Bekannte Frauen und Männer aus Kiel und Umgebung haben die Aktion bereits gestartet: Sie haben den Leuchter auf einem Fenster oder an einer Wand platziert und damit ein Statement für eine friedliche Stadtgesellschaft und gegen Ausgrenzung und Anfeindungen gesetzt.

Der Zeitpunkt ist mit Bedacht gewählt: Am kommenden Donnerstag, 27. Januar, wird der Opfer des Holocaust gedacht. Es ist der Tag, an

dem 1945 sowjetische Soldaten die Überlebenden im Vernichtungslager Auschwitz befreiten. Und damit für die Weltöffentlichkeit endgültig sichtbar machten, welch unfassbares Verbrechen dort begangen worden war. Ein Datum so aufgeladen mit Schuld und Grauen, dass es vielen schwer fällt, sich dem Gedenken daran zu stellen.

Die Gruppe von Zeitzeugen, die aus erster Hand den Horror des Holocaust schildern können, wird immer kleiner. Wie also lässt sich die Erinnerung lebendig halten – um die Sinne für neue Zeichen von Menschenmitten aus unserer Gesellschaft zu schärfen?

Die Aktion „Licht zeigen“ weist den Weg, wie es gehen könnte: Die Geschichte des Leuchter-Fotos wurzelt mitten in Kiel, sie betrifft die Menschen hier ganz unmittelbar. Und das Projekt ist eine freundliche, fröhliche Einladung, an einem gemeinsamen Signal mitzuwirken, Teil von etwas Großem zu werden. Denn trotz allem, was damals geschah, sind Angriffe auf Menschen jüdischer Herkunft hier

bei uns noch immer Teil der Wirklichkeit. „Es gibt hier leider keinen ausreichend weltoffenen, toleranten Raum für jüdische Familien, die ihren Glauben öffentlich machen“, sagte im vergangenen Jahr die Frau, die ihre Mietwohnung in Heikendorf aufgab. Ein Streit mit ihrem Vermieter um den Davidstern, den ihre kleine Tochter und sie an ihrer Wohnungstür befestigt hatten, setzte ihr so zu, dass sie schließlich wegzog.

KN und SZ stehen gemeinsam mit dem Yad Vashem-Freundeskreis und allen Unterstützern des Projekts für eine Gesellschaft, in der niemand ausgegrenzt, angegriffen oder verfolgt wird. Und wir laden Sie alle ein, sich diesem Bekenntnis anzuschließen – machen wir es gemeinsam zu einem kraftvollen Statement unserer Region. Am Montag, 24. Januar, finden Sie in den gedruckten Ausgaben von KN und SZ den Leuchter als großen Aufkleber. Platzieren Sie ihn an einer geeigneten Stelle und erzählen uns, warum Sie Teil der Aktion geworden sind. Und senden damit ein Signal an die Menschen, die aus Angst vor Übergriffen ihren Glauben verbergen: Ihr seid nicht allein, denn wir, die große Mehrheit, stehen hinter euch.

LICHT ZEIGEN



Fotos: Ulf Dahl, Uwe Paesler, Thomas Eisenkrätzer, Frank Behling, Holstein Kiel, THW Kiel

„... weil der Chanukkah-Leuchter eine ganz besondere Botschaft sendet: Er setzt ein Zeichen gegen Antisemitismus und Intoleranz und leuchtet für Solidarität in die Stadt und auch weit über Kiel hinaus.“
 Ulf Kämpfer, Oberbürgermeister der Stadt Kiel



„... weil wir die schrecklichen Taten von damals nie vergessen dürfen. Ich finde es gut, den Blick auf die Mutigen zu legen und mit der Aktion an eine Kielerin zu erinnern, die an einer belebten Straße ein sichtbares Zeichen gegen Unterdrückung und Faschismus gezeigt hat.“
 Serpil Midyatli, Landesvorsitzende der SPD



„... weil die Erinnerung wichtig ist. Nicht nur an die Schrecken der Shoah, sondern auch daran, dass es in Schleswig-Holstein eine jüdische Geschichte gab. Das Bild von Rahel Posner ist dafür ein eindrücklicher Beleg.“
 Daniel Günther, Ministerpräsident des Landes Schleswig-Holstein



„... weil wir allen Menschen in unserer Region auch für ihr Licht zu Hause Energie liefern. Unabhängig ihrer Herkunft, Hautfarbe oder Religion. Und so sollten sich alle voller Energie gegen jede Form von Hass, Diskriminierung und Rassismus einsetzen. Denn wo Licht scheint, weicht Dunkelheit.“
 Frank Meier, Vorstandsvorsitzender Stadtwerke Kiel AG



„... weil ein „Nie wieder“ und ein stetes Erinnern an die dunkelste Zeit deutscher Geschichte wichtig ist – gerade vor dem Hintergrund, dass es nur noch wenige Zeitzeugen gibt, die aus der Zeit authentisch erzählen können. Darum unterstützen wir als Verein solche Aktionen.“
 Steffen Schneekloth, Präsident Holstein Kiel



„... weil Erinnerung für uns Deutsche eine nationale Verantwortung ist und Erinnerungskultur jeder Generation gerecht werden muss.“
 Karin Prien, Bildungsministerin

„... weil Yad Vashem und der Leuchter eine wichtige Mahnung an uns alle sind, für unsere Freiheiten sehr dankbar zu sein und tagtäglich im Sinne unseres Grundgesetzes bewusst Toleranz zu leben. Deshalb zeige ich den Leuchter.“
 Martin Lochte-Holtgreven, Geschäftsführer der Consist Software Solutions GmbH



„... weil es gerade in Zeiten zunehmender Verdunklungs- und Verschwörungstheorien und von zunehmendem Rassismus und Antisemitismus immer wichtiger wird, das Licht der Rationalität, der Menschlichkeit und der Aufklärung zu entzünden und damit die Menschen daran zu erinnern, wie wichtig diese Erhellung für ein friedliches und demokratisches Zusammenleben ist.“
 Daniel Karasek, Generalintendant am Theater Kiel



Licht zeigen auf KN-online

Zum Projekt „Licht zeigen“ gehören auch viele Texte, die bereits in den gedruckten Ausgaben von KN und SZ sowie im Netz unter KN-online.de veröffentlicht wurden. Vor allem die Geschichte der Familie Posner und ihres Leuchters wird dort erzählt. Damit vor allem die Schulen, aber auch alle anderen Interessierten mitlesen können, ist das Material bei uns frei verfügbar unter <https://www.kn-online.de/Thema/Specials/Licht-zeigen-juedisches-Leben-in-Schleswig-Holstein>



Sie setzen ein Zeichen

LICHT ZEIGEN

Heute kann man den Chanukka-Leuchter in Kiel zeigen, ohne Angst vor Repressalien haben zu müssen. Sorgen wir alle dafür, dass Antisemitismus und Rassismus keine Chance mehr haben, in Kiel und überall!!!

Birgit Sponheuer

Dutzende Leserinnen und Leser haben schon gestern bei unserer Aktion „Licht zeigen“ mitgemacht und mit der Abbildung des berühmten Chanukka-Leuchters ein kraftvolles Zeichen gegen Antisemitismus, Hass und Ausgrenzung gesetzt. Eine Auswahl.



Die Gruppe der Zeitzeugen wird immer kleiner. Umso wichtiger sind Aktionen wie diese, um die Erinnerung an den Holocaust zu bewahren und ein Zeichen gegen Hass, Ausgrenzung und für die Demokratie zu setzen. Mit unserer Hauptverwaltung sind wir seit 1980 im Sophienblatt 33 ansässig. Das Original-Foto wurde 1931 von der gegenüberliegenden Straßenseite gemacht. So wird die berührende Geschichte von Rahel Posner, die mit dem Foto ein stilles Zeichen des Widerstands setzen wollte, für uns besonders eindrucksvoll.

Uwe Honschopp,
Generalbevollmächtigter der Provinzial Nord Brandkasse



Ich finde die Aktion sehr schön und möchte auch in Neumünster ein Signal setzen.

Pastor Wolfgang Miether hat den Leuchter ans Fenster des Pastorats der Vicelinkirche geklebt.



Shalom. Hoffe, dass ganz viele Menschen an dieser Aktion teilnehmen und so ein wenig Licht in diesen doch recht trüben Zeiten scheint. Was muss diese Frau für einen Mut gehabt haben, in dieser Zeit so ein Zeichen zu setzen! Wenn wir doch alle so mutig wären!!! Danke für die Aktion.

Jutta Schenckberg



Auch der Interreligiöse Arbeitskreis Kiel beteiligt sich gemeinsam mit dem Arbeitskreis Brückenbauen an der Aktion. Die Mitglieder – hier Ev Pagel – gehören verschiedenen Religionen an und stammen aus unterschiedlichen Ländern. Sie haben einen Leuchter ans Fenster gestellt und den Sticker aufgeklebt. Mit diesem Symbol wolle sie zum Ausdruck bringen, dass sie sich für eine Gesellschaft engagieren, „in der niemand ausgegrenzt, angegriffen oder verfolgt wird“. Gleichzeitig möchten sie die Freundschaft mit den Menschen in Kiels Partnerstadt Antakya/Hatay deutlich machen, wo Juden, Muslime und Christen friedlich zusammen leben.

Und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Susanne Klinner

Ins Bild kopiert hat Frau Klinner eine Strophe aus dem Gedicht „Von guten Mächten“, das Dietrich Bonhoeffer im Dezember 1944 aus der Haft als Weihnachtsgruß an seine Familie schrieb:

Lass warm und hell die Kerzen heute flammen,
Die du in unsere Dunkelheit gebracht,
Führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen.
Wir wissen es, dein Licht scheint in der Nacht.



Ich öffne ein Fenster und blicke ins Licht, nach vorn, und bin stolz auf alles, was wir mit dieser Aktion erreichen und zeigen. Lange schon trage ich voller Stolz den Davidstern auf meinem Arm, unter meiner Haut... Sichtbar sein...

Sabrina Herrmann



Gerade in der heutigen Zeit ist es umso wichtiger, bei dieser Aktion mitzumachen, Mut zu machen, Teil zu sein, Farbe zu bekennen. Sich nicht nur im Inneren still zu bekennen, sondern auch nach außen Transparenz zu zeigen. Wie simpel es doch eigentlich ist – und wie gut diese Aktion schon beim Platzieren tut.

Arne Carstens

Gegen Antisemitismus und Hass – so können Sie mitmachen!

Mit einer Abbildung des berühmten Chanukka-Leuchters, der von Kiel nach Jerusalem gelangte und dort in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem gezeigt wird, wollen Kieler Nachrichten und Segeberger Zeitung in Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis Yad Vashem und gemeinsam mit den Leserinnen und

Lesern ein Signal gegen Antisemitismus, Hass und Ausgrenzung setzen.

Wir laden Sie herzlich ein, den Sticker, der gestern Ihrer Zeitung beilag und auch in unseren Media-Stores bereitliegt, an einer Ihnen passenden Stelle aufzukleben und uns Ihre Gedanken dazu mitzuteilen. Fotogra-

fieren Sie den Leuchter und sich selbst und laden Sie das Foto mit Ihrem Text unter www.kn-online.de/aktionlichtzeigen hoch. Die bisher erschienenen Texte zu dem Projekt finden Sie frei verfügbar unter <https://www.kn-online.de/Thema/Specials/Licht-zeigen-juedisches-Leben-in-Schleswig-Holstein>



Der Zeitzeuge Ilja Zuckermann berichtet von seinen Erlebnissen zur Leningrader Belagerung im Zweiten Weltkrieg.

FOTO: ULF DAHL

Überleben als Verpflichtung

Ausstellung im Flandernbunker über die Hungerblockade in Leningrad: Zeitzeuge Ilja Zuckermann (86) erinnert sich

VON KRISTIANE BACKHEUER

KIEL. Was können Menschen einander nur antun? Wie kann man Männer, Frauen, Familien einsperren und sie absichtlich verhungern lassen? Vor 78 Jahren hat die russische Armee die damalige Stadt Leningrad von der fast zweieinhalbjährigen Hungerblockade durch Nazideutschland befreit und den Gräueltaten ein Ende gesetzt. Einer, der diese grausame Belagerung als Kind überlebt hat, ist Ilja Zuckermann. Heute ist er 86 Jahre alt und lebt in Kiel. Er ist einer der wenigen Zeitzeugen. In einer aktuellen Ausstellung im Flandernbunker wird seine Vergangenheit und die vieler anderer nun wieder lebendig.

Es ist eisig kalt im Flandernbunker. Der ehemalige Schutzbau aus dem Zweiten Weltkrieg ist kein Wohlfühlort. Soll er auch nicht sein. Der Verein „Mahnmal Kilian“ hat diese Kriegeruine als Ort der Bildung und der Völkerverständigung etabliert. Die aktuelle Ausstellung heißt „Niemand wird vergessen und

nichts wird vergessen“. Die Bilder und Texte, die im oberen Stockwerk von der Befreiung Leningrads erzählen, kennt Ilja Zuckermann. Zusammen mit der Jüdischen Gemeinde Kiel und Region hat er die Ausstellung erarbeitet.

Seine Augen sind hellwach. In gebrochenem Deutsch fängt er an zu sprechen. „Zu erzählen und sich mitzuteilen, ist so wichtig“, sagt er. „Leider ist eine neue Generation aufgewachsen, die die Geschichte nicht gut kennt.“ Er gerät ins Stocken und blickt zu Sofya Kolomiets. Sie ist Vorsitzende der Deutsch-Russischen Gesellschaft und übersetzt nun seine Worte.

„Ich war ja damals noch ein Kind“, sagt er. Es ist der 8. September 1941, als die deutsche Wehrmacht die Stadt Leningrad – das heutige St. Petersburg – einschließt. Insgesamt 872 Tage dauert die Belagerung und bringt unermessliches Leid. „Meine

schlimmsten Erinnerungen sind der Geruch des verbrannten Zuckers während eines Bombenangriffs und der Brand in den Lebensmittelagern“, erzählt Ilja Zuckermann.

Brennende Lebensmittel bedeuten: Noch weniger zu essen. „Allein im Dezember 1941 starben 40 000 Menschen.“ Insgesamt verlieren ein bis zwei Millionen Bewohner während der Belagerung ihr Leben. Auf sogenannten Brüderfriedhöfen sind viele von ihnen bestattet. Ohne Namen, alle in einem Grab. Die genaue Zahl der Toten ist unbekannt.

Ilja Zuckermann selbst hat Glück im Unglück. Mit seinem Kindergarten wird er vor der

Befreiung evakuiert. „Wir wurden in mehreren Autos über den zugefrorenen Ladogasee gebracht“, erzählt er. Die sogenannte „Straße des Lebens“. „Das Auto vor uns wurde von einer Bombe getroffen und versank.“ So kehrt der Trupp wieder um. Erst beim zweiten Versuch wird er gerettet.

Zurück lässt er Mutter und Bruder. Auch sie überleben. Genauso wie sein Vater, ein Pilot. Ilja Zuckermann studiert später Medizin, wird Professor und Krebspezialist. Viele Jahre arbeitet er in Sibirien. Um sich seine Augen operieren zu lassen, kommt er 1996 nach Kiel und bleibt. Ob er mit seiner Geschichte inzwischen versöhnt ist? Er überlegt, atmet schwer und sagt zögernd: „Ich kann mich an vieles erinnern, und das ist schrecklich.“ Seine Frau Irina Novikova (70), die neben ihm sitzt, reicht ein Taschentuch. Ihm persönlich hätte der Sport, vor allem das Bergsteigen bei der Verarbeitung geholfen. Irgendwann hätten dann auch die Albträume nachgelassen. Nur seine Nase erinnert sich noch

oft. Beispielsweise beim Geruch von verbranntem Zucker oder wenn der Duft von bestimmten Kräutern wie Wermutkraut oder Zitronenkräut in seine Nase steigt. Denn diese Kräuter steckten damals in den Matratzen und Kissen, um Ungeziefer fernzuhalten.

In Kiel gibt es noch sechs weitere Überlebende

Das Gespräch erschöpft Ilja Zuckermann sichtbar. Aber ihm ist es wichtig, darüber zu reden. In Kiel gibt es noch sechs weitere Überlebende. „In Schleswig-Holstein sind wir insgesamt 30, in Deutschland leben noch 500.“ Sie alle verbindet nicht nur die Erinnerung, sondern auch ein kleines Abzeichen, das Ilja Zuckermann heute trägt. „Das wurde allen Überlebenden von Leningrad verliehen“, sagt er. „Es ist das wichtigste Abzeichen in meinem Leben.“ Dass er überlebt hat, sieht er auch als Verpflichtung an. Eine Verpflichtung, den nachkommenden Generationen von den 872 Tagen der Belagerung zu erzählen.

LICHT ZEIGEN

„Leider ist eine Generation aufgewachsen, die die Geschichte nicht gut kennt.“

Ilja Zuckermann (86),
Zeitzeuge aus Kiel

Raum-Klang-Installation gegen das Vergessen

VON KRISTIANE BACKHEUER

KIEL. Das Thema war alles andere als leicht. Unter dem Titel „Traum und Trauma“ hat Roma-Nastasia Nebel (23) einen ganz besonderen Beitrag zur aktuellen Ausstellung im Flandernbunker geschaffen. Die Studentin der Kieler Muthesius Kunsthochschule entwickelte eine Raum-Klang-Installation, die den Krieg und damit verbundene Albträume vermitteln soll. „Je mehr ich mich mit der Hungerblockade in Leningrad beschäftigt habe, desto betroffener wurde ich“, sagt die Raumstrategin. Sie habe keine Großeltern, die vom Zweiten Weltkrieg berichten könnten. „Vieles wusste ich deshalb vorab überhaupt nicht.“

Für ihre Installation nahm Roma-Nastasia Nebel mit dem Handy Menschenstimmen,

Schritte, Vogelgezwitscher und Ähnliches auf, verfremdete dies, spielte Effekte dazu und mischte alles dramaturgisch zusammen. Dazu entwickelte sie einen eigenen Raum mit Fliegengittern. „Eine Art Soundwalk mit verschiedenen Lichtern ist so entstanden“, sagt sie. Dank des fast transparenten Materials nimmt der Betrachter die Ausstellung wahr, allerdings leicht verfremdet. „So schaffe ich einen komplett neuen Blick.“

Vor zwei Wochen traf Roma-Nastasia Nebel das erste Mal Ilja Zuckermann, der zusammen mit der Jüdischen Gemeinde Kiel und Region die eigentliche Ausstellung entwickelt hat. „Ich hatte großen Respekt vor ihm“, sagt sie. Sie war tief beeindruckt von dem Treffen. „Ich und unsere nachfolgenden Generationen ha-



Hat eine Raum-Klang-Installation für die aktuelle Ausstellung im Flandernbunker geschaffen: Muthesius-Studentin Roma-Nastasia Nebel.

FOTO: ULF DAHL

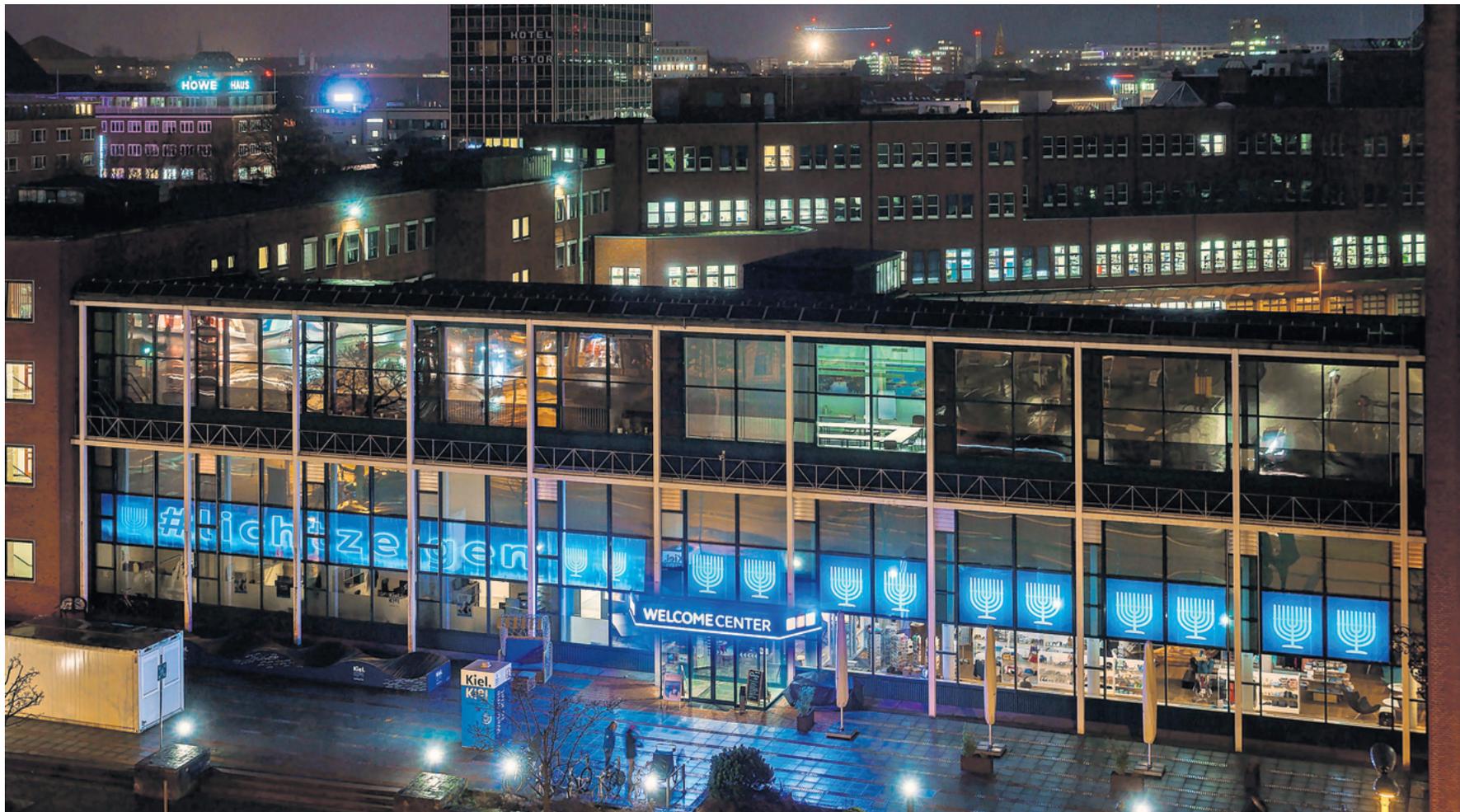
ben die Verantwortung, die Geschichte aufzuarbeiten und es besser zu machen.“

Die Klang-Installation von Roma-Nastasia Nebel ist ihre Bachelor-Arbeit und wird in Dauerschleife während der Ausstellung zu hören und dank der Lichteffekte auch zu sehen sein. Eine Rolle spielt

auch die 7. Sinfonie des russischen Komponisten Dmitri Schostakowitsch, deren erste Sätze der noch im belagerten Leningrad geschrieben hatte, sowie das Tacken eines Metronoms. „Ilja Zuckermann hat mir erzählt, dass das Metronom im Radio immer vor den Luftschutzwarnungen zu

ren war.“ Eine Kommilitonin hat zudem ein Theaterstück zur Ausstellung konzipiert, das am 8., 11., 12. und 13. Februar jeweils um 19 Uhr aufgeführt wird (Karten: info@kriegszeugen.de).

„Niemand wird vergessen und nichts wird vergessen“, Ausstellung im Flandernbunker zum 78. Jahrestag der Befreiung Leningrads. Kooperation mit der Jüdischen Gemeinde Kiel und Region sowie der Muthesius Kunsthochschule Kiel. **Eröffnung** ist am Mittwoch, 26. Januar, 18 Uhr. Geöffnet ist bis zum 17. April täglich von 10 bis 17 Uhr. Am Donnerstag, 27. Januar, 17 bis 20 Uhr, beteiligt sich der Flandernbunker mit Lichtern und warmen Getränken an der **Aktion „Licht zeigen“** zum Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus. **Mehr zum Thema:** www.mahnmal-kilian.de



„Licht zeigen“ im XXL-Format

Die Aktion „Licht zeigen“ zieht immer größere Kreise – und das ist in diesem Fall sogar wörtlich zu verstehen. Seit Dienstagnachmittag erstrahlt der Chanukka-Leuchter der Familie Posner in Übergröße an

der Fassade des Kieler Welcome Centers. Eine XXL-Statement gegen Hass und Ausgrenzung, auf einer Fläche von zwei mal 50 Metern. Initiiert hat die Lichtinstallation Kiel-Marketing, die Idee dazu

hatte Geschäftsführer Uwe Wanger: „Es ist für uns selbstverständlich, an der Gedenkaktion teilzunehmen. Denn es ist eine wichtige Botschaft gegen Hass und Menschenfeindlichkeit.“ Es sei nicht nur ein Gedenken an die Vergangenheit, sondern auch ein Mahnen in

der aktuellen Situation, so Wanger weiter. Der Name Welcome Center ist in diesem Fall Programm. „Wir heißen alle herzlich willkommen. Wir sind eine international ausgerichtete Stadt, die für Toleranz und für ein Miteinander von verschiedensten Religionen und Herkunfts-

ländern steht. Wir sind weltoffen und freuen uns auf Gäste aus aller Welt.“ Die Lichtinstallation ist noch mehrere Tage auf der Hausfassade des Centers, Stresemannstraße 1–3, zu sehen. Sie startet mit Eintritt der Dunkelheit und endet jeweils um 23 Uhr. FOTO: FRANK PETER



Bildungsministerin Karin Prien diskutiert mit Oberstufenschülern an der Kieler Hebbelschule über Erinnerungskultur. Die elfte Klasse macht bei der Aktion „Licht zeigen“ mit, am Fenster klebt bereits der Leuchter. FOTOS: UWE PAESLER

VON ANNE HOLBACH

KIEL. Am Fenster des Klassenraums klebt der Chanukka-Leuchter der Aktion „Licht zeigen“ schon. „In der Gedenkstätte Yad Vashem hängt das Bild aus Kiel richtig groß“, erzählt Bildungsministerin Karin Prien (CDU), die an diesem Morgen vor der elften Klasse aus dem Geschichtsprüfungsbild der Kieler Hebbelschule steht.

„Dieser Leuchter stand 1931 bei der Frau des Rabbiners erkennbar im Fenster, während am Gebäude gegenüber große Fahnen der NSDAP hingen. Man sieht geradezu die Bedrohung.“ Das Bild von Rahel Posner, das damals in ihrer Wohnung am Sophienblatt entstand, ist zum Symbol gegen die Unterdrückung und Ausgrenzung geworden. Die Frau des Kieler Rabbiners notierte auf der Rückseite: „Juda verreckt“, die Fahne spricht – „Juda lebt ewig“, erwidert das Licht.

Die Aktion „Licht zeigen“ und den Holocaust-Gedenktag am 27. Januar nahm die Ministerin zum Anlass, um mit den Jugendlichen darüber zu diskutieren, wie aus deren Sicht gute Erinnerungskultur aussehen müsste. „Wie kann man sich am besten mit dem Thema beschäftigen, sodass es euch auch erreicht?“, fragte Prien.

„Ich finde es besonders wichtig, dass man die Berichte der Zeitzeugen für die nachfolgenden Generationen gut festhält, damit der

„Es beginnt mit Ausgrenzung und endet mit Mord“

Elfte Klasse der Hebbelschule diskutiert mit Bildungsministerin Karin Prien (CDU) über die Aktion „Licht zeigen“



Nicht nur sie diskutierten ebenso nachdenklich wie engagiert (v. li.): Daniel Prieb, Roman Mihajlovic und Julius Lange.

„Man darf sich nicht herausreden. Jeder war Teil einer großen Tat.“

Julius Lange, Schüler

Schrecklichkeitsgrad der Taten nie vergessen wird“, sagt Roman Mihajlovic.

„Einige von uns waren im KZ Stutthof bei Danzig. Das

war sehr eindrucksvoll. So ein Besuch löst Emotionen aus, das ist etwas ganz anderes, als nur im Unterricht davon zu hören, und wichtig fürs Erinnern“, sagt Florian Rosenstein. Die Elftklässler sind sich einig, dass es gut wäre, wenn jeder in seiner Schullaufbahn einmal ein ehemaliges Konzentrationslager besuchen würde. „Ich finde, das sollte sogar Pflicht sein“, so Greta Schäfer.

Die Zahl von sechs Millionen ermordeten Juden im Holocaust sei erschreckend, findet Daniel Prieb. Nur daran zu erinnern, reiche aber nicht. „Das ist nicht nur eine Zahl. Hinter jeder Nummer steckt ein Mensch und seine Geschichte.“ Die müssten erzählt werden, um all das Leid greifbarer zu machen.

Aus seiner Sicht müssten die Menschen allerdings nicht nur auf die Opfer von damals zurückblicken, sondern sich auch viel mehr mit dem jüdischen Leben im Heute auseinandersetzen. „Es geht darum, einander zu begegnen“, glaubt auch Prien. Es solle zudem nicht nur über Antisemitismus gesprochen werden, sondern auch darüber, wie sehr jüdisches Leben unsere Kultur durch Wissenschaftler oder Künstler geprägt habe.

„Es beginnt mit Ausgrenzung, und es endet mit Mord“, das müsse man sich immer wieder vor Augen führen, sagt

Daniel Prieb. „Es war ja damals nicht Hitler auf der Straße, der die Juden bespuckt hat. Das war der Bäcker oder der Handwerker – ganz normale Leute.“ Und so habe es angefangen. Das sei auch ein Grund dafür, warum jungen Menschen heute klargemacht werden müsse, dass das Internet kein rechtsfreier Raum ist, in dem volksverhetzende Inhalte von der Gesellschaft geduldet werden, sagt Roman Mihajlovic. „Soziale Netzwerke sind da ein gefährlicher Nährboden.“

Die Elftklässler glauben, dass der Blick auch immer auf die Beweggründe der Täter von damals gerichtet werden muss. Sicher hätten viele Angst davor gehabt, selbst zum Opfer zu werden, wenn sie nicht mitmachten. Auch Befehlshörigkeit habe eine große Rolle gespielt. Damit dürfe man sich aber nicht herausreden. „Jeder war Teil einer großen Tat“, sagt Julius Lange. Wenn heutzutage Gruppendruck entstehe, dürfe nicht vergessen werden, in welche Richtung sich das entwickeln könne.

„Ich finde es gut, Hass mit einem Symbol wie dem Leuchter entgegenzuhalten und zu zeigen, dass wir Ausgrenzung nicht tolerieren“, sagt Florian Rosenstein. Gemeinsam mit der Ministerin kleben die Schülerinnen und Schüler deshalb zum Abschluss noch ein paar der Chanukka-Leuchter an die Glasfront im Flur, damit sie für die anderen Klassen ebenfalls sichtbar sind.

„Nirgendwo war der Holocaust Kiel so nahe“

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL. Heute vor 77 Jahren, am 27. Januar 1945, wurde das Konzentrationslager Auschwitz von sowjetischen Truppen befreit. Auch in diesem Jahr wird der Millionen ermordeten Juden und weiterer Opfer der Nationalsozialisten gedacht. Doch was geschah zur gleichen Zeit in Kiel? Ein Rückblick.

Einige Straßenzüge Kiels liegen im Januar 1945 bereits in Trümmern, in den Krankenhäusern wird auf Notversorgung umgestellt, als die Na-

tionalsozialisten am Stadtrand unbeirrt weitere Menschen inhaftieren. Das Arbeitserziehungslager Nordmark, in dem zwischen Juni 1944 und April 1945 mehrere Tausend Häftlinge verschiedener europäischer Länder Zwangsarbeit verrichten müssen, fühlt sich trotz der Nachricht aus Auschwitz in diesen Tagen mehr und mehr. „So nah wie dort ist der Holocaust Kiel nie gekommen“, sagt Rolf Fischer, Vorsitzender der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.

In dem Lager wurden die

meist polnischen und sowjetischen Häftlinge bis zur völligen Erschöpfung zur Arbeit angetrieben, geprügelt und auch willkürlich erschossen. Die Kielerinnen und Kieler seien laut Fischer durch das Lager eng mit dem Holocaust verbunden. „Die Häftlinge mussten, sichtbar für alle, zur Arbeit durch die Stadt marschieren. Die Menschen wussten, was in dem Lager geschieht. Es war dadurch auch Teil ihres Lebens.“

Als das Konzentrationslager in Auschwitz befreit wird, ist im KZ-ähnlichen Lager, wie

es Fischer formuliert, erst die Hälfte der Zeit vorbei: „Obwohl das Lager voll war, kamen aus anderen Konzentrationslagern immer mehr Gefangene.“ Am Ende wurden zahlreiche weibliche Häftlinge aus Platzgründen ins Kieler Gefängnis evakuiert.

Luftangriffe gibt es im Januar 1945 keine. Es ist eine kurze Ruhephase zwischen den heftigen Bombardements im Herbst 1944 und im März 1945, sagt Johannes Rosenplänter, Leiter des Kieler Stadtarchivs. Im Monat der Auschwitz-Befreiung ist die Einwoh-

nerzahl Kiels bereits deutlich unter 200 000 Menschen gefallen. Ein Teil der Bevölkerung ist ins Umland evakuiert worden, die Jüngsten im Zuge der Kinderlandverschickung sind in Kurheimen fern der Heimat untergebracht.

Die schätzungsweise 150 Arbeitslager in Kiel sind hingegen voll, bis zu 20 000 Zwangsarbeiter befinden sich in der Stadt, so Rosenplänter: „Erst im Februar und März kommen die Flüchtlinge aus Pommern und Ostpreußen.“ Nicht viele können bleiben, es fehlen Unterkünfte.

Auch der Bundespräsident zeigt Licht

Am Holocaust-Gedenktag klebt Frank-Walter Steinmeier das Abziehbild vom Chanukka-Leuchter in ein Fenster von Schloss Bellevue



Claudia Roth, von 2013 bis 2021 Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags, und seit Dezember Kulturstaatsministerin, zeigt in Berlin den Leuchter.



Bei uns ist für Hass kein Platz.

Markus Söder, CSU-Chef und bayrischer Ministerpräsident



Ein Licht zeigen für Erinnerung, Versöhnung und Frieden.

Angelika Volquart, ehemalige Kieler Oberbürgermeisterin



Indem der Chanukka-Leuchter seinen Weg jetzt in viele Fenster findet, steht er für lebendige Erinnerung, ist Mahnung und Hoffungszeichen gleichermaßen.

Anette Hüsich, Direktorin der Kunsthalle zu Kiel



Das berühmte Bild des Leuchters soll zum sichtbaren Signal gegen das Vergessen werden – auch in Schloss Bellevue.

Frank-Walter Steinmeier, Bundespräsident

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL. Das Abziehbild der Aktion „Licht zeigen“ zielt mittlerweile zahlreiche Fenster – nicht nur in Kiel und Schleswig-Holstein. Ein ganz besonderes Fenster kam gestern hinzu: das im Schloss Bellevue. Ja, richtig gesehen: Auch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier macht bei der Aktion der Kieler Nachrichten und des Freundeskreises Yad Vashem mit. „Licht gegen Hass“, schrieb er auf seinem Instagram-Profil. Mit der Aktion werde ein Zeichen gegen das Dunkel von Ausgrenzung, Gewalt und Antisemitismus gesetzt: „Das berühmte Bild des Leuchters soll am heutigen Holocaust-Gedenktag als Fenster-Aufkleber zum sichtbaren Signal gegen das Vergessen werden – auch in Schloss Bellevue. Dort wehten heute die Fahnen der Bundesrepublik und der Europäischen Union. Auch in diesen Symbolen spiegeln sich die Lehren des ‚Nie wieder!‘.“

In Berlin klebte auch Staatsministerin Claudia Roth (Grü-

ne) mit, in München warb Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (CSU) für die Aktion.

Gestern war der Hashtag #lichtzeigen sogar in den deutschen Twitter-Trends – so viele Menschen in Deutschland hatten unter diesem Titel Bilder gepostet. Die deutsche Botschaft in Slowenien und die US-Botschaft in Deutschland setzten den klebenden Chanukka-Leuchter in Szene. Aminata Touré (Grüne), Vizepräsidentin des Landtags Schleswig-Holstein, sagte: „Es ist unsere gesellschaftliche und politische Verantwortung und Aufgabe, jeden Antisemitismus zu bekämpfen, heute und an jedem Tag.“

Der Landtag in Kiel hat gestern ebenfalls der millionenfache Ermordung von Juden und anderen Menschen durch die Nationalsozialisten gedacht. „Dieser Tag, der 27. Januar, ist ein Schlüsseldatum unserer Geschichte, ein Bezugspunkt für all das, was uns als freiheitlich-demokratische Gesellschaft ausmacht“, sagte Parlamentspräsident Klaus Schlie.

LICHT ZEIGEN



Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Vizepräsident des World Jewish Congress und des European Jewish Congress, klebt den Sticker an das Fenster seines Büros.



Aminata Touré, Grünen-Politikerin und stellvertretende Präsidentin des Schleswig-Holsteinischen Landtags, mit dem Chanukka-Leuchter.

Berührende Botschaft aus Israel

Posner-Enkel Yehuda Mansbach und Nava Gilo beteiligen sich an der Aktion

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL/JERUSALEM. Welch berührende Geste: Yehuda Mansbach, Enkel des einstigen Kieler Rabbis Akiba Posner und dessen Frau Rahel, klebt wie zahlreiche Leserinnen und Leser den „Licht zeigen“-Sticker an die Fensterscheibe seines Wohnzimmers in Bet Schemesch nahe Jerusalem. Und zwar direkt neben das Originalfoto, dem die ganze Aktion zugrunde liegt und das seine Großmutter im Dezember 1931 machte.

Seine Großeltern wurden durch die zunehmende Bedrohung der Nazis aus Kiel vertrieben, im Juni 1933 emigrierte das Paar mit seinen drei Kindern, darunter auch Yehudas

Mutter. Der Schmerz, der seinen Vorfahren von den Deutschen angetan wurde, sitzt noch immer tief – davon erzählten er und seine Schwester Nava Gilo den Kieler Nachrichten bereits im Dezember. Jetzt sendet Yehuda Mans-



Nava Gilo und ihr Mann Motke Gilo mit dem Leuchter-Sticker der Aktion „Licht zeigen“.

bach eine emotionale Botschaft nach Kiel: „Seit ich aufwache, höre ich die Geschichten meiner Großeltern vom jüdischen Leben in Kiel vor dem Holocaust. Gut 90 Jahre später dieses Symbol der jüdischen Kontinuität in die Gesellschaft zurückzubringen und das in einer vereinigenden Aktion des Erinnerns, ist ganz besonders bedeutsam. Hoffentlich wird sie allen gute Tage der Menschlichkeit bringen.“ Seine Botschaft beendet er mit dem berühmten Zitat des US-Astronauten Neil Armstrong, der 1969 als erster Mensch den Mond betrat: „Ein kleiner Schritt für mich, ein großer Sprung für die Menschheit.“ Auch seine Schwester Na-



90 Jahre nachdem seine Großmutter Rahel Posner in Kiel mit einem Foto Widerstand gegen die Nationalsozialisten zeigte, hängt Yehuda Mansbach den Leuchter-Sticker in seinem Haus auf. FOTOS: PRIVAT

va Gilo und ihr Mann Motke sind von der Aktion der Kieler Nachrichten und des Freundeskreises Yad Vashem begeistert: „Wir sind berührt, dass das Foto unserer Großmutter so viele Menschen inspiriert und die Aktion in Kiel und ganz Deutschland eine solche Resonanz erfährt. Der Holocaust ist eine Tragödie, die wir nie vergessen werden

und die stets in Erinnerung bleiben muss, gerade in Deutschland.“

Vor einem Monat durften die Kieler Nachrichten per Videoschalte an der Chanukka-Feier der Posner-Nachfahren teilnehmen. Damals machte Nava Gilo deutlich, wie sehr die Gräueltaten der Nazis noch in ihrem Leben präsent seien. Die Eltern ihres Man-

nes, sagte sie damals, tragen eine Nummer auf dem Unterarm – als Kinder waren sie gefangen im Konzentrationslager. Sie überlebten, gezeichnet fürs Leben. „Und selbst, wenn sie nicht mehr unter uns weilen, werden wir es nicht vergessen.“ Umso eindrucksvoller, dass auch sie und ihr Mann den Sticker an ihr Fenster geklebt haben.



Noch viel zu tun in den neuen Räumlichkeiten: Stadtarchivar Johannes Rosenplänter geht aber davon aus, dass das Zentrum zur Kieler Geschichte im 20. Jahrhundert im kommenden Jahr in der Hopfenstraße 60 starten kann.

FOTO: UWE PAESLER

Neues Institut arbeitet Nazi-Zeit auf

Kiel will eigene Geschichte erforschen – Stadtarchivar: „Erschreckend große blinde Flecken“

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL. Die Geschichte der Kieler Täter im Nationalsozialismus – weitgehend unbekannt. Die der Euthanasieopfer – ebenfalls. Und auch die Jahre vor der Machtübernahme der NSDAP und der Aufarbeitung nach dem Krieg sind geprägt von „erheblichen Lücken“, wie Stadtarchivar Johannes Rosenplänter feststellt. „Erschreckend große blinde Flecken“ sieht er, wenn es darum geht, was im Detail in dieser Zeit in Kiel geschehen ist.

Dies soll sich ändern: Die Stadt Kiel steht kurz vor der Umsetzung eines Instituts, das die Kieler Geschichte des 20. Jahrhunderts erforschen soll. Die neue Kultureinrichtung soll für Kiels Schülerinnen und Schüler sowie Studierenden als Lernort dienen, als Ausstellungs- und Veranstaltungsort aber auch alle anderen Menschen ansprechen.

„Das Zentrum soll für alle sein und Angebote für jeden haben, ganz gleich welchen Bildungsniveaus, Alters oder Herkunft“, sagt Rosenplänter, der die Einrichtung mitkonzipiert hat. „Wir wollen, dass verständlicher wird, was in und mit dieser Gesellschaft passiert ist, als sie sich von einer offenen, wenn auch gespaltenen Demokratie in eine gewalttätige Diktatur verwandelt hat. Das ist das, woraus wir heute lernen können.“

Die Idee zu diesem Institut ist nicht neu. Vor mehr als elf

Jahren hatten Akteurinnen und Akteure der Kieler Erinnerungskultur den Anstoß zu einem solchen Zentrum gegeben. Ein Ratsbeschluss brachte das Vorhaben im Mai 2011 dann auf den Weg. Mittlerweile steht das Konzept, und auch ein Ort ist gefunden: Das Zentrum soll zusammen mit dem Stadtarchiv im Neuen Rathaus in der Hopfenstraße 60 beheimatet sein. Das ehemalige Bundesbank-Gebäude wird derzeit noch umgebaut, der Einzug des Zentrums ist für 2023 geplant.

„Das Zentrum soll für alle sein, ganz gleich welchen Bildungsniveaus, Alters oder Herkunft.“

Johannes Rosenplänter,
Stadtarchivar

Los geht es deutlich eher: In Kürze soll der Leiter oder die Leiterin des Instituts gefunden und ein vierköpfiges Team, darunter eine Pädagogin und zwei wissenschaftliche Honorarkräfte, zusammengestellt sein, heißt es im Kulturreferat der Stadt.

Deren Aufgaben gehen weit über die Erforschung und Vermittlung von Wissen über den Nationalsozialismus hinaus. Die Einrichtung soll sich auch zentral um die Erinnerungsorte in der Stadt kümmern, sie historisch aufarbeiten und mit Hilfe von digitalen Konzepten wei-

terentwickeln. „Das Gebäude in der Hopfenstraße ist kein Täter- oder Opferort, sondern ein unschuldiger, neutraler Ort“, erklärt Rosenplänter. „Die echten Erinnerungsorte gibt es aber, wie zum Beispiel das Arbeitserziehungslager Nordmark, die Synagogen oder jüdischen Friedhöfe.“ Dort seien aber große Gedenkstätten meist nicht möglich, das neue Zentrum soll diese Funktion stellvertretend übernehmen.

Ziel des Zentrums ist es auch, zivilgesellschaftliches Engagement zu fördern. Menschen sollen dort nicht nur lernen, sondern auch selbst aktiv werden und forschen können. Die Teilhabe an Erinnerungskultur soll deshalb erleichtert, die Kooperation mit bestehenden Initiativen gesucht und deren Arbeit mit Impulsen angeregt werden. „Da ist noch viel Luft nach oben, etwa bei der Aufarbeitung von Stadtteilgeschichte“, sagt Johannes Rosenplänter.

Der Archivar misst dem künftigen Zentrum einen hohen gesellschaftlichen Mehrwert bei: „Es ist unstrittig, dass unsere Stadtgeschichte unser Bewusstsein, unsere Identität, unsere Selbstwahrnehmung und damit unser heutiges Handeln bewusst oder unbewusst prägt. Deshalb lohnt es sich, sich damit kritisch auseinanderzusetzen.“ Es sei eine gesellschaftliche Aufgabe, diese Geschichte mit all ihren guten und ihren Schattenseiten aufzuarbeiten und in die Stadtge-

sellschaft zurückzuspielen, so Rosenplänter. „Unter der Schicht des Wiederaufbaus verbirgt sich die ältere Geschichte des Nationalsozialismus, der Weimarer Republik, des Kaiserreichs, all diese Phasen, in denen Kiel groß geworden ist. Diese wieder ins Bewusstsein zu holen, ist etwas ganz Wichtiges.“

Davon profitieren unter anderem die Schulen: 100 Klassen, so Rosenplänter, sollen pro Jahr durch die Dauerausstellung geführt werden. Um diese umzusetzen, hat die Stadt zunächst 340.000 Euro kalkuliert, die laufenden jährlichen Kos-

ten belaufen sich voraussichtlich auf gut 100.000 Euro zusätzlich der Gehälter.

„Das ist ein großer Schritt für die Stadt“, schwärmt Rosenplänter. Und auch Kulturreferentin Annette Wiese-Krukowska, die das Projekt seit Jahren eng begleitet, sagt: „Die Ehrenamtlichen der Erinnerungskultur freuen sich sehr, sie haben aber auch lange darauf warten müssen.“ Es sei ein langer Prozess gewesen, der noch nicht beendet ist. So fehle noch ein Name für das Institut, der jetzige – Zentrum zur Geschichte Kiels im 20. Jahrhundert – sei nur ein Arbeitstitel.

Schwierige Forschung

Die Erforschung der Zeit des Nationalsozialismus sei sehr schwierig in Kiel, sagt Stadtarchivar Johannes Rosenplänter. Doch woran liegt das? Es fehlen Akten. „Diese wurden zum Teil durch Feindeinwirkung zerstört, größtenteils aber durch das große Aktenvernichten am Ende des Krieges“, sagt Rosenplänter. So hat die Gestapo die Insassen des Arbeitserziehungslagers Nordmark dazu gezwungen, alle Akten zu vernichten. „Das führt dazu, dass wir ganz wesentliche Aktenbestände, die wir benötigen, um die Tätergeschichten zu erforschen, gar nicht haben.“ So gebe es etwa kein einziges Blatt aus der NSDAP-Verwaltung in Kiel.

Stattdessen müssen Rückschlüsse mit Hilfe anderer Akten gezogen werden, etwa der Sondergerichtsakten: Wer Fremdsender hörte oder des Diebstahls überführt wurde, kam vor das Sondergericht, das die Nazis eingerichtet hatten, um das Heimtückegesetz zu verfolgen. „Das war keine Gerichtsbarkeit, sondern eine politische Alltagsverfolgung, eine Art von Unterdrückungsinstrument“, so Rosenplänter. Davon seien viele Prozessakten erhalten geblieben. Dank dieser könne man indirekt zum Beispiel auf die Polizeibeamten schließen, die Verhöre gemacht oder für die Gestapo gearbeitet haben. „Das ist allerdings sehr mühsam.“

Kirchenkreis setzt Zeichen in Übergröße

Wo einst Rosi Posner ihr berühmtes Foto machte, prangt heute ein unübersehbares „Licht zeigen“-Plakat

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL. Im Schloss Bellevue klebte der „Licht zeigen“-Sticker am Fenster, in der deutschen Botschaft in Slowenien und in der Chefetage von Borussia Dortmund: Das Abziehbild des Chanukka-Leuchters ist weit herumgekommen. Aber auch an zahllosen Kieler Fenstern ist der Aufkleber zu sehen – seit vergangener Woche auch in Übergröße an der Eingangstür vom Sophienblatt 60, der einstigen Adresse der Familie Posner. Hier lebte Arthur Posner, Kiels letzter Rabbi vor dem Holocaust, und seine Frau Rosi, die das be-

rühmte Foto vom Leuchter und der im Hintergrund wendenden Nazi-Flagge machte.

Das Haus ist 1944 im Krieg zerstört worden. Heute gehört das Gebäude mit der Adresse dem Kirchenkreis Altholstein, der dort selbst eine Etage nutzt. Für Pröpstin Almut Witt war sofort klar, dass sich der Kirchenkreis an der Aktion der Kieler Nachrichten und des Freundeskreises Yad Vashem beteiligen möchte: „Wir müssen auch heute ein Zeichen setzen gegen einen immer wieder aufkommenden Rechtsradikalismus.“ Auf eigene Kosten vergrößerte und druckte der Kirchenkreis das Aktions-Plakat und klebte



Für Almut Witt, Pröpstin im Ev.-Luth. Kirchenkreis Altholstein, war sofort klar, dass sie sich an der Aktion „Licht zeigen“ beteiligen will. Seit vergangener Woche klebt nun das Aktions-Plakat in Übergröße an der Eingangstür des Kirchenkreises.

FOTOS: ONE PART OF LIFE, ULF DAHL

es an prominenter Stelle auf. Erst durch die Zeitungsberichte der KN habe sie von die-



ser Geschichte erfahren: „Ich bin froh, dass hier jemand durch seine gute historische

Arbeit auf den Zusammenhang des berühmten Fotos mit unserem Haus im Sophienblatt 60 aufmerksam gemacht hat. Es zeigt mir, wie wichtig es ist, dass wir unsere Vergangenheit auch heute lebendig halten. Mich berührt das sehr.“

Witt fügt hinzu, dass sie sich gleichzeitig der Verantwortung bewusst sei, genau an diesem Ort heute kirchliche Arbeit zu gestalten. „Für mich ist es daher selbstverständlich, dass wir über die augenblickliche Aktion hinaus ein Zeichen setzen werden an diesem Ort.“ Über eine Erinnerungstafel oder ähnliches werde bereits nachgedacht.



So könnte das Straßenschild eines Tages aussehen: die Posnerstraße, hier noch als Montage.

FOTOS: THORSTEN GEIL, ULF DAHL, OLAF BATHKE | MONTAGE: LINA SCHLAPKOHL

Gibt es bald eine Posnerstraße?

Aktion „Licht zeigen“: Kieler CDU will Rabbi-Familie würdigen – Vorschlag erhält Zuspruch – Rot-Grün bevorzugt Stele

VON DENNIS BETZHOLZ

KIEL. Die Kieler CDU will dem Ehepaar Posner eine Straße oder einen Platz widmen. Mit diesem Akt sollen die Verdienste von Kiels letztem Rabbiner vor dem Holocaust und seiner Frau, deren ikonenhaftes Foto im Zentrum der Aktion „Licht zeigen“ steht, gewürdigt werden. Der Vorschlag, den die CDU-Ratsfraktion nun per Antrag formuliert hat, kommt bei vielen gut an. SPD und Grüne haben hingegen andere Ideen.

Erika Diehr, kulturpolitische Sprecherin der CDU-Ratsfraktion, findet es „richtig und wichtig, der Familie Posner ein kleines Denkmal zu setzen“. Nicht nur Rosi Posner habe mit großem Mut ein wichtiges Zeichen des stillen Widerstands gesetzt. Auch an

ihren Mann sollte angemessen erinnert werden.

Der Zeitpunkt dieser Forderung an die Stadt ist nicht zufällig gewählt: Anlässlich von 1700 Jahren jüdischem Leben in Deutschland, aber auch vor dem Hintergrund zunehmender antisemitischer Straftaten brauche es „ein weiteres sichtbares Bekenntnis gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit“.

Die Idee, diese Stätte nach der Familie Posner zu benennen, sei allerdings erst durch die Aktion „Licht zeigen“ der Kieler Nachrichten und Yad Vashem aufgekommen, so Diehr. Der Antrag wird nun am 17. Februar in der Ratsversammlung diskutiert und ab-

gestimmt. Der Vorschlag, eine Straße oder einen Platz nach der Familie Posner zu benennen, hat viele Befürworter in der Stadt. Zu denen zählt unter anderem Rolf Fischer, Vorsitzender der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte: „Das ist längst überfällig.“

Der Rabbi habe die jüdische Gemeinde über Jahre aufgebaut und harmonisiert sowie eine Sonntagsschule

gegründet, Bücher über jüdische Kielerinnen und Kieler geschrieben und sich so in der Stadtgeschichte verewigt. „Er hätte diese Tätigkeit fortsetzen können, wenn er von den Nazis nicht vertrieben worden wäre“, sagt Fischer. Die Würdigung sei auch deshalb angebracht, weil er seine jüdischen Mitmenschen damals motiviert hatte, Deutschland für Freiheit und Demokratie zu verlassen – und so vielen das Leben gerettet hat.

Die jüdische Gemeinde Kiel und Region begrüßt die Idee ebenfalls. Vereinsvorsitzender Igor Wolodarski tendiert wegen der Strahlkraft ihres Fotos zu einer Rosi-Posner-Straße, mahnt aber vor einer Straßenumbenennung. „Ich will niemandem zumuten, dass sich der Name ihrer Straße, in der die Person geboren ist oder lebt und somit Teil ihrer Identität ist, verändert.“ Er plädiert deshalb für eine neue Straße oder noch lieber für ein Gebäude, das auf den Namen Posner getauft wird. Ob sich womöglich das neue Zentrum für Kieler Geschichte

**LICHT
ZEIGEN**



„Es gibt nicht unendlich viele Straßen, die Liste für Namensvorschläge ist lang.“

Hans-Friedrich Traulsen (SPD), kulturpolitischer Sprecher



„Es ist richtig und wichtig, der Familie Posner ein kleines Denkmal zu setzen.“

Erika Diehr (CDU), kulturpolitische Sprecherin

Der lange Weg bis zum Straßennamen

Bis eine Straße nach einer Person benannt wird, kann es lange dauern. **Zunächst steht eine Recherche zu der Person an**, ob diese sich für eine Ehre eignet. Dies übernimmt die Kommission für historische Stadtmarkierungen. Falls alles positiv ausfällt, muss der Ortsrat gehört werden, in dessen Gebiet eine Straße nach der Person benannt werden soll. Erst dann müssen sich Kulturausschuss, Bauausschuss und abschließend die Ratsversammlung damit beschäftigen. Es ist daher wahrscheinlich, dass der Antrag der Kieler CDU von der Mehrheit

der Ratsversammlung der zuständigen Kommission übermittelt wird.

Anschließend wird die Benennung öffentlich bekannt gemacht und die Schilder aufgestellt. **Problem nur: Die Kommission tagt im Normalfall nur zweimal jährlich.** Von daher kann von der Idee bis zur Aufstellung der Schilder gerne mal ein Jahr vergehen, erklärt die Stadt. **Bei der Stadt wollte man diesem Prozedere nicht vorgreifen** und äußerte sich deshalb nicht inhaltlich zu dem Vorschlag einer Posnerstraße.

im 20. Jahrhundert anbietet, das bislang nur einen Arbeitstitel hat? Rolf Fischer ist skeptisch: „Damit würde man eine Opfergruppe herausheben.“

Auch Joachim Liß-Walther, evangelischer Pastor und Vorsitzender der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Schleswig-Holstein, unterstützt den Vorschlag der Kieler CDU. „Die Aktion ‚Licht zeigen‘ hat dafür gesorgt, dass der Name landauf landab bekannt ist“, begründet Liß-Walther. Zudem sei es ein politisches Zeichen mit historischem Bezug, dazu noch ein „Opfer- und kein Tätername“.

Bei SPD und Grünen ist man sich ebenfalls einig darüber, dass die Geschichte der Familie Posner im Stadtbild gewürdigt werden sollte. Nur anders: etwa in Form einer Stele oder Gedenktafel in unmittelbarer Nähe zum einstigen Wohnhaus der Familie im

Sophienblatt 60. „Es gibt nicht unendlich viele Straßen“, sagt Hans-Friedrich Traulsen, kulturpolitischer Sprecher der SPD-Ratsfraktion, aus Erfahrung. So werde etwa für die in Kiel geborene jüdische Schauspielerin Lotti Huber bereits seit etlichen Jahren nach einem angemessenen Ort gesucht, berichtet Traulsen: „Die Liste für Namensvorschläge ist lang.“

Wie alle Fraktionen verweist auch Bettina Aust von den Grünen auf die Kommission für historische Stadtmarkierungen (siehe Infokasten). In deren Satzung stehe, dass Straßen nur noch in begründeten Einzelfällen nach historisch bedeutsamen Personen der Kieler Zeitgeschichte benannt werden sollen, erläutert Aust. „Stattdessen wird eine Würdigung von Personen durch Gedenktafeln vorgezogen, was ich mir in diesem Fall sehr gut vorstellen kann.“